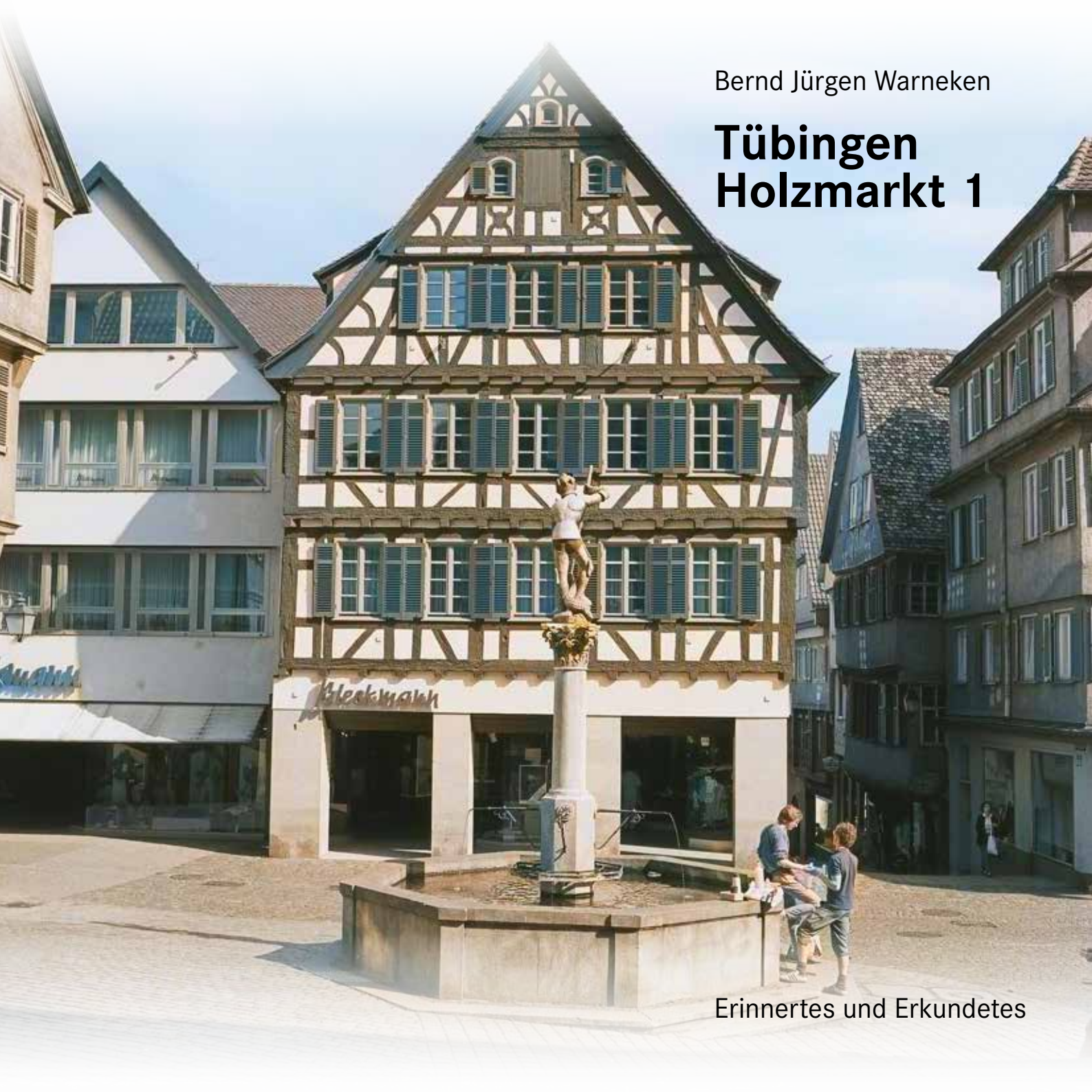


Bernd Jürgen Warneken

Tübingen Holzmarkt 1



Erinnertes und Erkundetes

IMPRESSUM

Gestaltung und Satz

Susanne Wahl-Eder
www.wahl-gestaltung.de

Druck

Privatdruck
Bernd Jürgen Warneken

„Titelbild“
Holzmarkt in den 1980er Jahren

Bernd Jürgen Warneken

Tübingen Holzmarkt 1

Erinnertes und Erkundetes

Tübingen 2024



Neogotische Brunnensäule des Georgsbrunnens um 1900. Dahinter das Gebäude Holzmarkt 1 (Foto: Stadtarchiv)

INHALT

EINLEITUNG	6
EINE BÜRGERLICHE TRIAS	8
MASSENMEDIUM HOLZMARKT	10
VOM TRINKTABAK ZUR „ÄCHTEN HAVANNA“	12
„IN ZÄHEM WIDERSTAND GEGEN ALLE UNBILDEN“	16
LIBERAL – SOZIAL – NATIONALSOZIAL	19
LEBEN MIT LADEN	21
ICH FINDE MICH EIN	22
DAS WEIHNACHTSZIMMER	23
(H)AUSFLÜGE	25
DREI MIETER, DREIERLEI FLUCHTEN	26
Ostkontakte	26
Die Hirschs	27
FRITZ BAUER	29
„Ich dich nicht mehr begrüßt?“	30
„MÄDLA“ UND „HERRLA“	31
BRUDER GEGEN BUNDESBRÜDER	34
TÜBINGEN/WESER	35
„DIE LIEBSTE STADT IM AUSLANDE“	37
DIE OBERSTADT, NICHT NUR FÜR OBERE	42
TÜBINGEN/AMMER	44
NAHE FERNE	46
IN ZWEI WELTEN	48
UNTERSTADT, ZUM ZWEITEN	49
QUELLEN UND LITERATUR	54

*Heimat, meine Trauer,
Du mein Fröhlichsein*

EINLEITUNG

Schlage ich den Lokalteil des Schwäbischen Tagblatts auf, so begegne ich oft der Fachwerkfront des Hauses Holzmarkt 1. Sie ist freilich vom Foto gar nicht gemeint, sie gehört nur zum pittoresken Hintergrund, zum Bühnenbild einer davor stattfindenden Aufführung: einer Mahnwache, einer Kundgebung, eines Bürgerfests, des Martini-, des Georgi-, des Umbrisch-Provenzalischen oder des Weihnachtsmarkts. In meinen Augen rückt diese Hausfront aber jedes Mal in den Vordergrund. Denn der Holzmarkt 1 war einst das Haus meiner Großeltern. 1909 eröffnete mein Großvater Carl Flammer dort ein Feinkostgeschäft. Meine Mutter, Hedwig („Hede“) Warneken geborene Flammer, lebte dort von 1914 bis 1975. Mit einer kurzen Unterbrechung: 1943 folgte sie ihrem aus Bremen stammenden Ehemann, der in Tübingen studiert hatte, nach Jena, und nach dessen frühem Tod zog sie 1946 wieder in ihr Tübinger Elternhaus, nun begleitet von mir, ihrem damals anderthalbjährigen Sohn. Ich blieb diesem Haus dann 25 Jahre treu – so lange, bis meine damalige Freundin und heutige Ehefrau Katrin Pallowski mich sanft zum Auszug und zum Einzug in eine gemeinsame Wohnung überredete.

An meiner Freude über die große Medienpräsenz des Hauses meiner Jugend ist freilich eine Bereitschaft zur Selbsttäuschung beteiligt. Denn das Gebäude, das man aufgrund seiner Fachwerkfassade für das älteste Wohn- und Geschäftshaus der Straße halten könnte, ist abgesehen von diesem Fachwerk noch keine 50 Jahre alt. 1951, als mein Großvater den Lebensmittelladen altershalber aufgegeben hatte,



Blick von der Münzgasse auf den Holzmarkt 1 (Foto: BJW, 2018)

waren dessen Räume an den Herrenausstatter Eduard Bleckmann vermietet worden. 1966 erwarb dieser das Nachbarhaus in der Kirchgasse, wo sich bis dahin die Bäckerei Grauer befand, ließ es abreißen und integrierte den Neubau in seine bisherigen Verkaufsräume. 1975, nach dem Tod meiner Großmutter, kaufte Bleckmann das Haus. Nach langen Verhandlungen mit dem Denkmalamt entschied er sich dafür, es bis auf sein Holzskelett abzureißen. Die heutigen Wände, Decken und Raumzuschnitte sind ein Ergebnis des Umbaus, wobei der gleichgebliebene Hausumriss nicht ahnen lässt, dass es sich eher um einen Neubau handelt. Das Fachwerk, das seit dem 18. Jahrhundert unter Putz war, musste auf Geheiß des Denkmalamts freigelegt bleiben, und die Fenster waren wieder als kleinteilige Sprossenfenster zu gestalten. Sie wurden abends noch viele Jahre lang von innen erleuchtet, was darüber hinwegtäuschte, dass das Haus nun ein unbewohntes Geschäftshaus war. Fehlte nur noch, dass im ersten Stock Klaviermusik abgespielt worden wäre, als säße mein Großvater oder säße ich noch immer im Wohnzimmer am Flügel.



Das Holzskelett des Hauses während des Umbaus 1980 (Foto: Manfred Grohe)

Der Versuch einer erzählerischen Rückkehr an „meinen“, an „unseren“ Holzmarkt 1 kann sich also nicht mehr durch einen Gang durchs Hausinnere beflügeln lassen, einen Gang durch das dunkle, heimisch-unheimliche Treppenhaus, in das fensterreiche Wohnzimmer mit dem Halbrundblick vom Pflughof entlang der Stiftskirche, hoch zur Alten Aula und nach rechts bis zur Kronenstraße hinauf, in mein Jugendzimmer über der Langen Gasse, mit Blick zum Wirtshaus „Stern“ und zur Küferei Depperich, in den großen, zum Spielen ladenden Flur vor unserer Wohnung mit der quasi exterritorial gelegenen Toilet-

te zum Hinterhof hinaus, ein Lokus amoenus fast, in den man sich wunderbar zurückziehen konnte.

Jedoch: À la recherche de la maison perdue hatte ich neben dem eigenen, lücken- und fehlerhaften Gedächtnis etliche andere Hilfsmittel: Briefe und andere Familiendokumente, Fotos, Gemälde, Zeitungsberichte, Bestände des Tübinger Stadtarchivs und Schätze aus dem früheren Hausrat, die ich vor dem Ab- oder Umbau des großelterlichen Hauses in unsere heutiges Domizil in der Tübinger Schellingstraße hinübergerettet habe – zum Beispiel die über hundertjährige Suchard-Wanduhr, die nun bei uns in der Küche hängt und mich an den großväterlichen Laden und die Schokolade erinnert, die ich dort einst zugesteckt bekam.



Werbe-Wanduhr von „Suchard Cacao“: Das reine Kinderglück. Die vorausgegangene unreine Kinderarbeit wird natürlich unter dem Uhrdeckel gehalten. (Foto: BJW)

Der Quellenlage, aber auch meiner Interessenlage folgend, beschäftigt sich die folgende Darstellung – von einigen längeren Entwicklungslinien abgesehen – im Wesentlichen mit dem 20. Jahrhundert und darin besonders mit den von mir miterlebten Jahrzehnten. Ihr Ausgangs- und ihr Schwerpunkt sind autobiographisch, doch reicht sie wie das Geschehen im und am Holzmarkt 1 immer wieder in die Stadtgeschichte hinein. Und über sie hinaus. Insbesondere wird einiges über Bremen berichtet werden. Das könnte verwundern, wenn nicht wunderbar scheinen, ist aber mehr als eine Abirrung, sondern folgt einer gar nicht so seltenen Weiterung der Beziehungen von stadtbürgerlichem und akademischem Tübingen. Und es ist auch keine Besonderheit, dass meine Fernbeziehung

zu Bremen lange Zeit viel enger war als die Kontakte und die Beschäftigung mit der gleich im Nachbarhaus beginnenden Tübinger Unterstadt. Wirklich interessiert habe ich mich für deren Bewohner:innen erst spät, als empirischer Kulturwissenschaftler; entsprechend spät wird in diesem Buch über das Tübingen an der Ammer berichtet.

EINE BÜRGERLICHE TRIAS

Seit mehr als 500 Jahren finden beim Holzmarkt kirchliche, universitäre und Gewerbegebäude zusammen: die 1470 bis 1490 erbaute Stiftskirche St. Georg, die Alte Aula, 1477 in räumlicher Obhut der Kirche errichtet, 1547 neuerbaut, 1777 gründlich umgestaltet und bis 1845 das Hauptgebäude der Universität; dazu kommen als selbstbewusste Vertreter des Stadtbürgertums mehrere große Geschäfts- und Wohnhäuser. Und das enge Nebeneinander ist zugleich ein Miteinander. So siedelten sich in der unteren Münzgasse, am Holzmarkt und in der oberen Langen Gasse Buchhandlungen, Buchdruckereien und Buchbindereien an, die den evangelischen Bibel- und den akademischen Lehrbücherbedarf zu decken halfen. 1596 wurde in der Langen Gasse 2 die Buchdruckerei Cellius gegründet, seit 1823 bis heute residieren dort und im rechtwinklig damit verbundenen Haus Holzmarkt 5 Buchhandlung und Antiquariat Heckenhauer, berühmt vor allem durch die spätere Karriere zweier Lehrlinge, Hermann Hesse und Josef Eberle (Künstlername: Sebastian Blau). 1665 öffnete die Cottasche Buchhandlung in der Münzgasse 15, die nach 1810 von Jakob Heinrich Laupp geführt wurde (ein späterer Nachfolger im selben Haus war der alternative Buchladen „Die Gruppe“). Auf andere Weise war die zunächst in der Neuen Straße 2, dann am Holzmarkt 7 angesiedelte Firma Erbe mit der Universität verbunden: Sie produzierte ab 1851 in Kooperation mit



Der Holzmarkt im Jahr 1903 (Foto: Metz)

Medizinern der Augenklinik und der Chirurgischen Klinik optische und mechanische Instrumente; nach dem Umzug der Fertigung in die Südstadt im Jahre 1920 blieben Ladengeschäft, Büro und Wohnung noch bis in die Nachkriegszeit im Haus gegenüber der Stiftskirche.

Dies Zusammenspiel von drei bürgerlichen Kulturen kennzeichnete den Holzmarkt und seine Umgebung noch zu meiner Zeit. Die Präsenz der Universität war unvermindert. In der Alten Aula und mehreren anderen Gebäuden der Münzgasse fanden Seminarsitzungen und Vorlesungen statt, im Pflegehof, einst Wirtschaftsgebäude des Klosters Bebenhausen, saß die Musikwissenschaft. Cotta gab es nicht mehr, wohl aber noch Heckenhauer und nun auch die Buchhandlung Gastl. Anfang der 1960er Jahre ergab sich dabei eine merkwürdige Konstellation: Im ersten Stock von Gastl konnte man den in einem Sessel sitzenden, rauchenden und raunenden Ernst Bloch vorfinden, im Heckenhauerschen Laden den ehemaligen NSDAP-Kreisleiter Helmut Baumert, der dort als



Übersicht über die Altstadt. Ausschnitt aus einem Stadtplan von 1923. (Stadtarchiv Tübingen)

Angestellter tätig war. Ein Tübinger Beispiel für einen der Leitbegriffe von Bloch, die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“.

Äußerliche Veränderungen der Gebäude am Holzmarkt gab es im 20. Jahrhundert nur wenige. Vor dem

Bleckmannschen Neubau betraf das vor allem zwei östliche Eckhäuser. 1913 erneuerten die Textilkauflleute Oppenheim und Schäfer das Haus zur Neuen Straße. Sie hielten sich dabei an die neue Stadtbildsatzung, die 1907 in Reaktion auf die kurz zuvor vorgenommene Neugestaltung des Metzger Völter-

schen Hauses am Eingang zur Neckargasse erlassen worden war. Stellte doch dessen mit jugendstilnahen Ornamenten versehene roten Backsteinfassade, die ihm den Spitznamen „Wurstpalast“ eintrug, einen ästhetischen, in vielen Augen unästhetischen Ausreißer dar, der sich in der Altstadt nicht wiederholen sollte. Ansonsten jedoch überdauerte, von kleineren Umgestaltungen abgesehen, das Ensemble vierstöckiger, hochgiebeliger Wohn-, Geschäfts- und zeitweise auch Verwaltungsgebäude die Zeiten.

Was nicht zuletzt zwei Glücksfällen zu verdanken ist. Der große Stadtbrand von 1789 vernichtete außer dem Pflughof selbst die Gebäude der Pflughofstraße, der Hafengasse und um die heutige Neue Straße, machte aber vor dem Holzmarkt Halt. Eine wichtige Hilfe war dabei der Georgsbrunnen vor der Kirche, aus dem Löschwasser geschöpft werden konnte. Und der Zweite Weltkrieg ließ die Straße ebenfalls unversehrt. Fliegerbomben, welche die Neckarbrücke zerstören sollten, verfehlten zwar ihr Ziel und zerstörten mehrere Häuser nördlich der Brücke einschließlich des Umlandhauses, nicht aber oberhalb der Neckargasse, also zum Beispiel – blind, wie Bomben damals noch waren – nicht den 1935 vom Kauf- und SA-Mann Haidt „arisierten“ Modeladen. Dessen Adresse lautete zu dieser Zeit übrigens nicht Neue Straße 1, sondern Wilhelm-Murr-Straße 1, nach dem damaligen württembergischen „Gauleiter“. Gut zwei Dutzend Tübinger Straßen waren zwar nicht die geplanten 1000 Jahre, aber immerhin 12 Jahre lang braungefärbt. Auch davon blieb der Holzmarkt verschont.

MASSENEDIUM HOLZMARKT

Nicht nur ihrer Ladengeschäfte wegen war die Straße entlang der Stiftskirche ein vielbesuchter Ort. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war und hieß er noch Hafen-

markt: Töpfer und Kupferschmiede, vor allem wohl in der nahen Hafengasse ansässig, boten dort ihre Produkte feil. Dann machten ihn Holzbauern, die bis ins 20. Jahrhundert hinein mit ihren Frachtwagen hierherkamen, zum Holzmarkt. Dieser erstmals 1812 erwähnte Name blieb und ebenso die Marktfunktion. Jahreszeitliche Festmärkte belebten den Platz vor der Stiftskirche weiterhin. Und nicht nur Studenten verabredeten sich gern am Brunnen zu einer Mittagspause oder zu einem abendlichen Ständerling. Nur 15 von 500 Jahren gab es diesen Brunnen nicht: 1523 erbaut und 1842 durch eine neugotische Anlage ersetzt, wurde er 1961, ungelogen, zugunsten einiger Parkplätze abgerissen. 1976 wurde das mehr als wiedergutmacht: Man errichtete einen neuen, von sitzgeeigneten Steinstufen umringten Brunnen und ersetzte die am Kirchenschiff entlangführende Stützmauer durch eine lange, vielstufige Freitreppe, wie es sie schon seit der Erbauungszeit der Stiftskirche bis 1841 gegeben hatte. Hier konnte man sich nun wieder zum Schwätzen, Schmusen, Schauen, Essen und Trinken niederlassen. Vor allem zur wärmeren Jahreszeit nehmen nun von früh bis spät nicht nur, wie mancher Tübingen-Führer etwas klischeehaft schreibt, „die Studenten“, sondern Einheimische jeden Alters und immer mehr Touristen zu. Freilich: Wo zwei sich freuen, ärgert sich mitunter der Dritte, vor allem, wenn es nicht zwei, sondern gefühlt zweihundert sind, die da Lärm und Müll verursachen. Neu und damit Beleg für einen rezenten Sittenverfall ist das Problem jedoch nicht. 1952 erzählte mein Großvater Flammer in der „Tübinger Chronik“ vom Holzmarktleben um 1900, wo ein „der alte Knarfler“ (Zähneknirscher) genannter Ortspolizist „als Hüter der öffentlichen Ordnung die randalierenden oder diskutierenden Musensöhne seine tiefe Stimme ertönen ließ: ‚Gehet Se auseinander, Sia send ein Auflauf‘“.

Und schließlich war der Holzmarkt ein Schauplatz vieler, um nicht zu sagen der meisten Straßenauf-



Aufmärsche auf dem Holzmarkt: Hier feiert der „Evangelische Reichsverband für die weibliche Jugend Deutschlands“ 1924 seinen Jugendtag“. (Foto: Familienarchiv)

märsche, die in Tübingen stattfanden. Der Festzug von der Alten zur Neuen Aula anno 1845 kam hier ebenso vorbei wie 1877 der zum dreihundertsten Universitätsjubiläum von der Neuen Aula zur Stiftskirche. Später, in der NS-Zeit, marschierten hier die „fest geschlossenen Reihen“ der SA, 1945 dann waren es, welcher Schock und welches Glück, Kolonnen französischer Soldaten auf dem Weg zur Siegesparade auf dem Marktplatz. Der Krieg war noch lange präsent: 1951 weihte man an der Stiftskirchenmauer eine Tafel, auf der bisher nicht heimgekehrte Tübinger Kriegsgefangene aufgelistet waren; wurde einer von ihnen entlassen, versammelte man sich vor dem Mahnmal zur feierlichen Löschung des Namens. Peinlicherweise wurde erst sehr spät offengelegt, dass unter den ehrenvoll Erinnerungten mehrere Kriegsverbrecher waren.

Ganz allmählich trat bei den Kundgebungen und Demonstrationen, welche die Straße sah, ein Wandel ein. Ein Beispiel dafür ist mir eindrucklich in Erinnerung: Am 1. Mai 1958 hörte ich in der Langen Gasse, zu der mein Zimmer hinausging, etwas von

dort noch nie Vernommenes: den Massentritt von vielen hundert Demonstrant:innen, die unter meinem Fenster vorbeigingen und am Hauseck zum Marktplatz abbogen. Es waren, wie ich später erfuhr, Gewerkschaftsmitglieder, die den „Tag der Arbeit“ in diesem Jahr unter das Motto „Kampf dem Atomtod“ stellten, d.h. gegen eine Bewaffnung der Bundeswehr mit Atomraketen protestierten. Nachträglich erscheint mir dieser Aufmarsch auch als symbolischer Umbruch, weil er nicht von der Neuen Straße oder der Neckargasse, sondern von der Unterstadt herführte, in der bis zum NS die Trefforte der Tübinger Arbeiterbewegung lagen. Einige Jahre später waren Protestaufmärsche, die am Haus vorbeiführten, keine Seltenheit mehr. Ein Zeitungsfoto zeigt einen davon: die erste große Demonstration, welche die beginnende Studentenbewegung in Tübingen veranstaltete. 3000 bis 4000 Studierende und Lehrende zogen damals von der Münzgasse kommend zur Neuen Aula.



Demonstration gegen den „Bildungsnotstand“ im Juli 1965 (Foto: Alfred Göhner; Stadtarchiv Tübingen)

Als sich die durchziehenden studentischen Protestaktionen häuften, soll ein Nachbarsjunge versucht haben, aus der Möglichkeit zum unauffälligen Hinterunterfotografieren ein Geschäft zu machen und der

Polizei Demonstrantenfotos angeboten haben. Ich denke, die hatte dafür ihre eigenen Leute. Wenn ja, so hatten und haben sie bis heute am Holzmarkt viel zu tun, denn nach der 1968er-Zeit ließ seine Nutzung als Massenmedium keineswegs nach, sondern multiplizierte sich. Und seit es die große Freitreppe vor der Kirche wieder gab, wurde der Ort schrittweise zum Tübinger Zentralort von Kundgebungen: gehe es nun um Umweltzerstörung, um Krieg und Frieden, um Hartz IV, um Arbeitsbedingungen von Klinikbeschäftigten oder Menschenrechtsverletzungen in Saudi-Arabien. Im politischen Leben um die Stiftskirche herum zeigt sich die erfreuliche Entwicklung, welche die Stadt nach dem Krieg oder richtiger: seit der Nachkriegszeit gemacht hat: Der Platz ist heute ohne Zweifel, wie es mit dieser Entwicklung Hadern-de gerne ausdrücken, „linksgrün versifft“.

Anhand des Holzmarkts ließe sich aber nicht nur eine kleine Geschichte des Straßenaufmarsches, sondern auch des Straßenverkehrs schreiben. Als ich dort einzog, verlangsamten noch viele Fuhrwerke die Durchfahrt der noch wenigen Autos. 1938 gab es im Kreis Tübingen erst 1230 Pkws, 1952 waren es gerade einmal 2500. Entsprechend war die Straßenherrschaft der Autofahrer nicht unumstritten. Als meine Großmutter Johanna Flammer ihren Mann einmal ermahnte, beim Überqueren der Straße doch etwas mehr auf Autofahrer zu achten, meinte er gelassen: „Der sieht mich ja auch.“ Vorsicht wurde mir ebenfalls eingeschärft, doch fand man nichts dabei, dass ich mit etwa vier Jahren unbegleitet durch die Unterstadt, über den Stadtgraben und die Herrenberger Straße zum Kindergarten auf dem Föhrberg ging.

Als dann die Autodichte zunahm, verfolgte ich das mit Begeisterung. Zu meinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte in den frühen 1950ern, vom Wohnzimmerfenster aus vorüberfahrenden Lkws und Pkws

nicht nur stundenlang zuzusehen und nachzuriechen, sondern Strichlisten davon zu machen, welche Autos von Hanomag über VW Bulli, DKW Meisterklasse, Ford Taunus, Opel Kapitän oder Borgward Isabella wie häufig vertreten waren. Mit den Jahren wandelte sich die Freude an der Vielzahl und Vielfalt der Marken, die bei uns vorbeifuhren, über ein gleichgültiges Wegsehen und Weghören hin zu einem eher genervten Hinhören. Wozu wesentlich beitrug, dass mein Jugendzimmer genau über der Stelle lag, an der die Langen Gasse steiler wurde und alle Autos noch einmal extra Gas gaben. Die Wende von der autozur menschenfreundlichen Innenstadt erlebte ich, inzwischen in der Südstadt wohnend, nicht mehr als Betroffener, sondern nurmehr als Sympathisant:

Ab Ende 1971 wurden die Straßen um die Stiftskirche herum stundenweise und 1976 gänzlich für den Autoverkehr gesperrt – unter Wehklagen mancher Ladenbesitzer und über Tübingen hinausgehendem Applaus. 2022 zählte „Geo“ den Holzmarkt zu den „zehn schönsten Fußgängerzonen Deutschlands.“ Lokalstolz hierauf ist legitim, wenn er sich bewusst hält, dass dieses Ranking auch der Zerstörung vieler deutscher Stadtzentren in den Weltkriegs- und Nachkriegsjahren geschuldet ist.

VOM TRINKTABAK ZUR „ÄCHTEN HAVANNA“

Mehr als einen Übergang, nämlich das Ende einer langen Tradition bedeutete die schon erwähnte Schließung des Flammerschen Geschäfts im Jahr 1951, in dessen umgebaute Räume der Herrenbekleider Bleckmann einzog. Seit 1678 hatte hier durchgängig ein Lebensmittel- und Kolonialwarenladen existiert: gegründet von Johann Christian Engel, dann übergegangen in die Hände der Kaufmannsfamilien Fischer, Bossert, Schuler, Bilfinger und schließlich, von 1909 an, Flammer.



Das Haus in den 1920er Jahren (Foto: Arthur Gröger)

in besonders brandgefährdeten Räumen wie „Stuben, Kammern, Scheuern, Stallungen“, den Kampf gegen das Rauchen als solches gibt sie auf. Ja noch mehr: Seit 1700 unterstützt sie den Tabakanbau im Land; 4 Oberämter verteilen an interessierte Bauern unentgeltlich Tabaksamen.

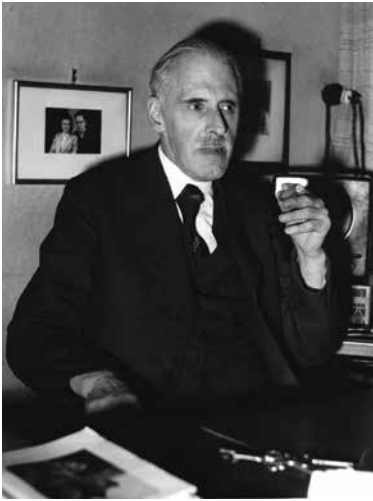
Auch am Holzmarkt 1 blüht nun das Geschäft mit Tabak unbehelligt auf. Dabei hilft zweifellos die wachsende Anzahl der Studenten, die sich in dem Laden bei der Alten Aula und dem Studentenwohnheim Martinianum in der Münzgasse und nicht weit vom Evangelischen Stift mit Tabakwaren eindecken.

Vor allem das Pfeiferauchen, samt dem Wettbewerb um Pfeifen mit einem möglichst prächtigen Porzellankopf, war ja lange Zeit ein wesentlicher Teil der studentischen Alltagskultur.

Für das Jahr 1909, in dem Carl Flammer Haus und Laden übernahm, verzeichnet das Adressbuch nicht weniger als 13 Tübinger „Cigarren- und Tabakhandlungen“, davon sieben in der Altstadt. (Die Einwohnerzahl liegt damals noch unter 20 000). Der Trend ging dabei immer mehr vom Pfeifentabak zu Zigarren, von denen mein Großvater eine wachsende Kollektion inklusive „ächter Havanna“ anbot. Er selbst war übrigens einer seiner besten Kunden. Offensichtlich störte es die Familie nicht sonderlich, dass er auch im Ess- und Wohnzimmer zu qualmen pflegte: Im Ersten Weltkrieg, als er an der Westfront diente, soll meine Großmutter sich selbst eine Zigarre angesteckt haben, damit es wieder einmal „nach Mann riecht“.

Einer der Raucher, die sich bei Carl Flammer gern mit Tabakwaren eindeckten, war Theodor Heuss. Er war dem Geschäftsinhaber auch politisch verbunden: Beide waren aktive Mitglieder der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei, und in der Zwischenkriegszeit trafen sich die beiden Parteifreunde des Öfteren, vor allem wohl im Haus der mit den Flammers verwandten und eng befreundeten Familie Erbe: Otto Christian Erbe, Patenonkel meiner Mutter, war ebenfalls DDP-Mitglied.

Aus den Jahren 1941 und 1943 sind Postkarten und Briefe von Heuss erhalten, in denen er den „Freund Flammer“ um Zusendung von einem „ordentlichen Tabak“ und von Zigarren („so um 20 Pfennig herum“) bittet. Angesprochen wird darin aber auch Privates – etwa die Verlobung meiner Mutter („Sie werden ihre zugreifende Tüchtigkeit oft

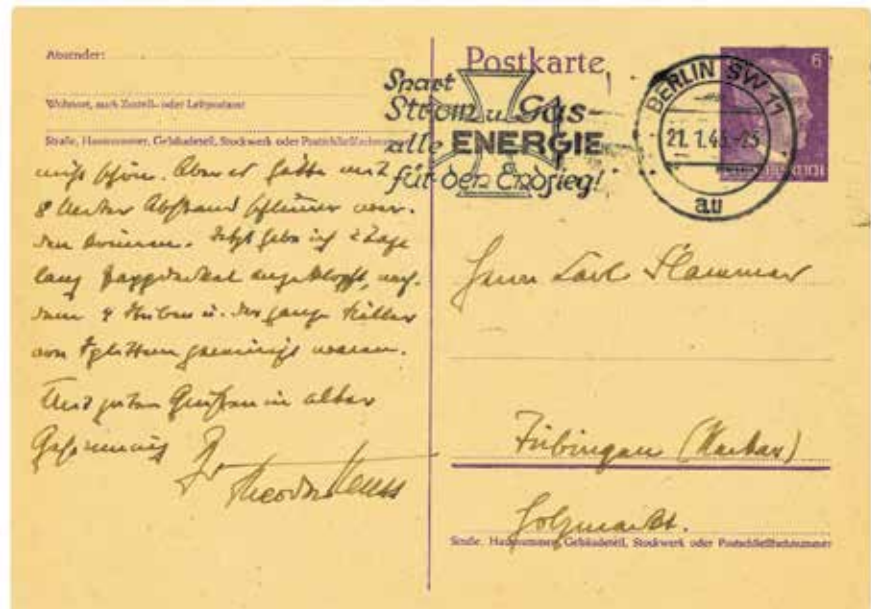


Carl Flammer mit Zigarre
am Schreibtisch, 1951
(Foto: Alfred Göhner;
Familienarchiv)

entbehren“) – sowie die aktuelle Kriegssituation. So schreibt Heuss in einem Brief von Oktober 1941: „Hoffentlich bringen uns die großen Ostschlachten der Entscheidung näher!“ In einem anderen, im November 1941 geschriebenen Brief vermutet er, dass die deutsche Aktion in Südrussland „erfolgreich weitergehen wird“ und sinniert: „Ob dann die Insel aktuell wird?“ (Meint wohl: Ob dann die Landung in Großbritannien ansteht?) Wie viele andere Deutsche, die keine Parteigänger der Nazis sind, steht er doch zu den deutschen Truppen. Wie die Heuss-Biographie von Joachim Radkau zeigt, ist dies keine für den Postverkehr vorgenommene Tarnung. Doch die Formel „Mit deutschem Gruß“ oder gar ein „Heil Hitler!“ findet sich weder in den Briefen noch auf den Postkarten. Auf einer Karte vom 23. Januar 1943 grüßt Heuss

sogar, offensichtlich an seine und meines Großvaters ehemalige Mitgliedschaft bei der DDP anspielend, „In alter Gesinnung“.

Nach dem Krieg setzt sich der Briefwechsel fort und es kommt noch zu dem einen oder anderen Zusammentreffen in Tübingen, zumal mein Großvater wie Heuss dem 1946 gegründeten DDP-Nachfolger und FDP-Vorgänger DVP angehört. Dass auch ich von der Bekanntschaft mit dem inzwischen Bundespräsident gewordenen Heuss etwas mitbekam, belegt eine Anekdote aus meiner Grundschulzeit. Als ich einmal mit meinem besten Freund, dem Pfarrerssohn Wolfgang Grüninger, auf der Straße in Streit geriet, rief er: „Das sag ich meinem Vater, der kennt den Oberbürgermeister, dann ist ganz Tübingen gegen dich!“ Worauf ich zurückgab: „Und ich sag’s meinem Großvater, der kennt den Heuss, dann ist ganz Deutschland gegen dich!“



Postkarte von Theodor Heuss, 1943 (Familienarchiv)

„IN ZÄHEM WIDERSTAND GEGEN ALLE UNBILDEN“

Der Beginn der Flammerschen Jahrzehnte am Holzmarkt fällt in eine Zeit des lokalen Aufschwungs. Die lang geplante Neckarkorrektion wird abgeschlossen, die Bahnstrecke nach Herrenberg eröffnet, um die neuerbaute Reutlinger Straße herum siedelt sich Industrie an, ein neuer Güterbahnhof und ein modernes Gaswerk entstehen, die Universität, die 1909 zum ersten Mal über 2000 Studierende zählt, erhält unter anderem eine imposante Augenklinik und die von Bonatz entworfene Universitätsbibliothek. Ein günstiges Umfeld also für „B. Bilfinger Nachfolger“, der Haus und Laden im Alter von nur 28 Jahren übernimmt – was möglich ist, weil sein Vater Albert Flammer, Feinbäcker und Hoflieferant in der Pfleghofstraße, einen Großteil der Kaufsumme übernimmt. Und der junge Ladeninhaber bringt schon einiges an Erfahrung mit: Er ist zwar beruflich nicht so weit herumgekommen wie der Geschäftsgründer Johann Friedrich Engel, aber nach einer Lehre bei seinem Vorgänger Bilfinger arbeitete er unter anderem bei einer Kohlen- und Weinhandlung im badischen Eisental bei Bühl, war Commis bei einem Großhandelskaufmann in Mannheim und Expedient bei einer Fleisch- und Wurstwarenfabrik in Stuttgart.

Ein Symbol für die Zuversicht, mit welcher der neue Ladeninhaber antritt, ist der Kauf einer prächtigen Registrierkasse. Sie kostet, das Entgelt für die in Zahlung genommene alte Kasse abgezogen, nicht weniger als 1975 Mark, zu bezahlen in 18 Raten – das entspräche heute einem sechs- bis achtfachen Euro-Betrag.

Das neue Unternehmen hat einen guten Start. 1912 attestiert ihm eine bei der Firma Johannes Lämmle in Stuttgart eingeholte Auskunft: „Das Geschäft befindet sich in allererster Lage u. geht sehr gut.“ Und



An die Registrierkasse gelehnt: Carl Flammer. Links seine Tochter Hede, rechts sein Bruder Fritz; ca. 1915 (Familienarchiv)

auch das Privatleben gedeiht: Ein Jahr nach seiner Etablierung als selbstständiger Kaufmann heiraten Carl Flammer und die Stuttgarterin Johanna Wissner; 1911 kommt der Sohn Karl zur Welt, 1914 die Tochter Hede. Wie ein Unterpfand auf eine gutbürgerliche, wohlgeborgene Familienzukunft erscheint der Ankauf eines Flügels der renommierten Stuttgarter Firma Schiedmayer.

Es kommt indes anders. Die Rechnung für den Flügel datiert vom 5. Juni 1914, also kaum zwei Monate vor Beginn des Ersten Weltkriegs. Auch Carl Flammer wird Soldat – ab wann, ist unklar; in den letzten beiden Kriegsjahren kämpft er jedenfalls an der Westfront. Die von ihm aufbewahrten persönlichen Dokumente spiegeln den Umbruch: Dominieren vor dem Krieg Prüfungszeugnisse, Unterlagen zum Hauskauf, zur Aussteuer der Ehefrau und zur Hochzeit, so sind es nun Dokumente aus dem Soldatenleben: Offizierspatent, Urkunden für Ordensverleihungen, dazu ein Kriegstagebuch, das in der Säuberlichkeit und Genauigkeit der Eintragungen dem Kontobuch des Kaufmanns Flammer ähnelt. Das Geschäft führt in seiner



Es wird erzählt, die in Stuttgart aufgewachsene Johanna Flammer sei in Tübingen durch ihren großstädtischen Schick aufgefallen. Hier sieht man sie – rechts im Bild – im Jahr 1929 auf der Neckarbrücke. (Foto: Familienarchiv)

Abwesenheit seine Frau, zusammen mit ihrem Schwager Fritz Flammer. In Briefen an ihren fernen Mann klagt sie, dass sie ihre liebe Not damit hat, sich gegen dessen Direktionsansprüche zu behaupten. Ende November 1918 kommt Carl nach Hause, körperlich mehrfach vom Krieg gezeichnet. In einer späteren Aufzeichnung hat er vermerkt:

„verwundet:

- 12. Januar 1917 am Kopf durch Granatsplitter Höhe 0059 vor Ypern
- 17. August 1917 an der linken Hand MGStreifschuss in der Wilhelmstellung, Flandernschlacht
- 16. April 1918 Granatsplitter ins Gesäß am Avregrund
- 3. Juli 1918 Granatsplitter ins Gemächt, bei der Höhle nördlich der Matz (le Plessier)“

Ein Granatsplitter in der Wange lässt sich nicht entfernen. Wiederkehrende Nervenschmerzen und erfolglose Operationen begleiten den Veteranen lebenslang.

Aus der Geschäftsgeschichte der Zwanziger Jahre sind vor allem zwei Bruchstücke erhalten geblie-

ben. Zum einen markieren sie den wirtschaftlichen Tiefpunkt dieser Zeit: Es sind Geldscheine aus dem Inflationsjahr 1923, wie sie bei Flammers damals in Wäschekörben zusammengeschüttet wurden. Zum andern betreffen sie den Höhepunkt der Firma, der passenderweise mit der wirtschaftlichen und politischen Gipfelzeit der Weimarer Republik zusammenfällt: Der Lebensmittelladen begeht 1928 sein 250. Jubiläum. Es wird nicht mit schwäbischer Bescheidenheit, sondern schwäbischem Unternehmerstolz gefeiert. Nicht nur, dass man den Laden aufwendig dekoriert und davon zeugende Ansichtspostkarten verschickt. Carl Flammer beauftragt zudem den Heimatforscher und Parteifreund Paul Löffler, eine Jubiläumsbroschüre zu verfassen. Deren Cover verkündet etwas vollmundig „Carl Flammer – Tübingen 250 Jahre“, doch wird man bald darüber aufgeklärt, dass es sich nicht um eine Besitzer-, sondern eine Ladenkontinuität handelt.

Dazu sagt die Handelskammer Reutlingen in ihrem Gratulationsschreiben, es sei selten, dass „ein Geschäft gleicher Branche sich durch 2 ½ Jahrhunderte hindurch in zähem Widerstand gegen alle Unbilden eines wechselvollen Schicksales erhält (und daß es gleichzeitig seine Leistungsfähigkeit und sein Ansehen so steigert, wie man es glücklicherweise von Ihrem Unternehmen sagen kann.“) In der Tat gibt es damals nur drei Tübinger Läden, die älter sind. Sie liegen alle am Marktplatz: die Linzsche Apotheke (seit 1482), das inzwischen von Emil Schick geführte Textilgeschäft (1513) und die Mayersche Apotheke (1570).

Die Glückwünsche von Firmen, die vom Jubiläum erfahren haben, erlauben einen Einblick in weitgespannte Geschäftsbeziehungen – erwähnenswert deshalb, weil sie für größere Lebensmittelläden schon zu dieser Zeit wohl nicht untypisch waren. Es gratulieren nicht nur württembergische Unternehmen wie der



Werbepostkarte zum 250. Jubiläum des Ladengeschäfts im Jahr 1928 (Familienarchiv)

Senf- und Essigfabrikant Richard Hengstenberg/Esslingen oder die Käsehandlung Wachter/Heilbronn, welche erwähnt, der erste Auftrag mit dem Absender Holzmarkt 1, 1842 von der Firma Bossert erteilt, habe „über eine Scheibe Limburgerkäse“ gelautet. Zu den regelmäßigen Zulieferern gehören auch etliche west- und norddeutsche Firmen wie die Feinkostfabrik Türk&Pabst/Frankfurt a.M., die Fischhandlung C. Waldemann in Köln-Mülheim, die Seefischgroßhandlung Wilhelm Bade, die aus Wesermünde per Kühlwaggon frischen Nordseefisch an Flammer zu schicken pflegt – zum Jubiläum einschließlich „16 Pfund Steinbutt gratis“ .

Und da ist auch noch die Grußkarte von Ernst Lüderitz, Mitinhaber der Bremer Teehandlung Lüderitz, Streller&Co. Sie öffnet ein Fenster in die deutsche Kolonialgeschichte. Der 1875 geborene Lüderitz, der seit einem Tübingen-Besuch von 1920 in einer geschäftlichen und, wie er schreibt, „freundschaftlichen“ Beziehung zu meinem Großvater stand, ist der Sohn des Importkaufmanns Louis Lüderitz, Kompa-
gnon des Tabakkaufmanns Adolf Lüderitz, der sich

in den 1880er Jahren von den Nama große Landstrieche ergaunerte und dann erfolgreich darum bemühte, dass Deutschland Südwestafrika zu seiner Kolonie machte. Ernst Lüderitz erwähnt in seiner Gratulation, dass er in Tübingen „liebe alte Freunde“ habe, doch wer das war und ob es schon im Kaiserreich Lüderitzsche Beziehungen zu Tübinger Kolonialwarenläden gab, war nicht zu klären.

Sichtet man die Gratulationen aus dem Tübinger Kunden- und Bekanntenkreis, so findet man darin nicht nur das gewerbliche, das akademische und das politische Bürgertum vertreten; es sind zudem Exponenten ganz verschiedener Lager, die hier Carl Flammer ihre Reverenz erweisen. Nun ist es natürlich eher selbstverständlich als bemerkenswert, dass sich in einem Lebensmittelgeschäft eine heterogene Käuferschaft einfindet. Doch angesichts der heran-
nahenden NS-Zeit berührt es doch merkwürdig, dass hier die Grußkarte des jüdischen Bankiers Siegmund Weil scheinbar friedlich neben der des Judenfeindes Prof. Ernst Lehmann liegt, der einige Jahre später eine „deutsche Biologie“ zu etablieren versucht, und dass der völkisch gesonnene Philosophieprofessor Theodor Haering sich ebenso bei den Gratulanten einreicht wie der liberale Verleger Werner Siebeck, der etliche prominente linke und jüdische Autoren herausgebracht hat – und deshalb bald darauf vom NS-Regime verfemt wird. Sarkastisch kommentiert: Man hat hier die Momentaufnahme eines bereits tief gespaltenen Tübinger Bürgertums vor sich, das nur noch beim Zigarrenkauf zusammenfindet. Aber man darf hier auch ein wenig melancholisch werden, denn es handelt sich um den Moment vor einer noch abwendbaren Katastrophe: Wäre der Wirtschaftsaufschwung, der auch das großväterliche Unternehmen beflügelte, nicht ein Jahr später durch die Weltwirtschaftskrise jäh gebrochen worden, so hätte der anti-demokratische Flügel der Flammerschen Kundschaft

nicht die Gewaltherrschaft über alle anderen an sich reißen können, und bei Begegnungen an der Ladentür wäre dem Grüß Gott! für jedermann nicht das ausgrenzende Heil Hitler! entgegengesetzt worden.

Eine dazu passende Ergänzung: Adolf Scheef, lange Jahre Landtagsabgeordneter für die DDP und 1927 mit großer Mehrheit zum Stadtoberhaupt gewählt, sendet Carl Flammer ebenfalls Jubiläumsgriße, und dieser dankt ihm in seinem Antwortbrief dafür, „dass Sie nach Ihrer Wahl unserer Partei auch als Oberbürgermeister zu hoher Ehre gereichen“. Zu früh gefreut. Als die Nazis an die Macht kommen, bleibt Scheef im Amt, tritt zwar nie der NSDAP bei, trägt aber bis zu seinem altersbedingten Ausscheiden 1939 selbst übelste NS-Maßnahmen mit. Wie gut stünde auch er heute da, wenn sich der Status quo von 1928 hätte erhalten lassen.

LIBERAL – SOZIAL – NATIONALSOZIAL

Gemeinsam ist den Besitzern von Holzmarkt 1, über die ich nähere Informationen habe, ein sicherlich auch mit ihren kaufmännischen Interessen verbundenes, aber nicht darauf reduzierbares bürger-schaftliches Engagement. Von Johann Christian Engel ist zwar nicht bekannt, ob er in der Gemeinde oder der Kirchengemeinde Ämter innehatte, doch weiß man zum einen, dass er enge, teils verwandtschaftliche Beziehungen zu Professoren, Beamten, Pfarrern pflegte, zum andern rühmt man ihm seinem Nachfahren Theodor Engel zufolge nach, dass „sein Haus allzeit den Notleidenden offen gestanden und jederzeit allerlei Volk aus seiner Küche gespeist worden sei“. Dass das nicht nur gute Nachrede am Grab war, ist durch Engels Testament belegt, das die Armen in der Stadt mit stattlichen 500 Gulden bedenkt.



Zeichnung des Hauses Holzmarkt 1. Aufschrift auf der Rückseite: „wohl von Frau Dr. Gärtner, geb. Bossert, 1822-1901“

Johann Immanuel Bossert, dessen Familie das Ladengeschäft von 1774 bis 1884 betrieb, war 20 Jahre lang Ratsmitglied und danach 17 Jahre, von 1798 bis 1815, Tübinger Bürgermeister. Er engagierte sich auch bildungspolitisch, half eine Sonntagsschule für Handwerker zu gründen und fungierte dort zeitweise als Prüfer. Sein Sohn Christian Bossert, der das Geschäfts 1831 übernahm, war ebenfalls Gemeinderat. Er riet zu mehreren groß dimensionierten Projekten, was ihm den Spitznamen „Ideenbossert“ einbrachte. Einer seiner Vorschläge war, so heißt es, die damals schmale Mühlstraße zu einer Hauptverkehrsader auszubauen, so dass der Durchgangsverkehr zwischen



Christian Bossert, der „Ideenbossert“ (Familienarchiv)

Stuttgart und der Bodenseeregion nicht mehr durch die steile und gekrümmte Neckargasse zu kurven hatte; 1887 wurde dies verwirklicht. Etwas später, 1908, bohrte man den wohl ebenfalls von Bossert angeregten Bahntunnel durch den Spitzberg. Auch ein anderes ihm zugeschriebenes Projekt, die Versorgung der Stadt mit Dampf und warmem Wasser von einer Zentrale aus, erwies sich in the long run als realistisch und keine Schnapsidee. Die Hängebrücke zwischen Schlossberg und Österberg freilich, die ihm vorgeschwebt haben soll, wird wohl erst eröffnet werden, wenn Denkmalamt und Stadtbildsatzung abgeschafft sind.

Auch Carl Flammer (1881-1953) nimmt auf mehrfache Weise am öffentlichen Leben teil. Er ist jahrzehntelang Vorsitzender des Handelsvereins Tübingen, betätigt sich im „Verschönerungsverein“, der sich unter anderem für die Anlage und Pflege von Spazierwegen einsetzt, sowie im Bürger- und Verkehrsverein, der den „langjährigen führender Mitarbeiter“ später zum Ehrenmitglied ernennt. Für die DDP zieht er 1923 in den Gemeinderat ein, dem er bis 1928 angehört. Zudem ist er ein offenbar engagiertes Mitglied des Kirchengemeinderats,

denn er wird 1920 und 1925 zum Kirchenbezirkstag abgeordnet.

Doch 1933 signalisiert die örtliche NSDAP, dass bei den fälligen Neuwahlen zum Kirchengemeinderat nur Parteimitglieder erwünscht seien. Mein Großvater tritt nicht in die NSDAP ein, sondern verzichtet auf eine erneute Kandidatur. Der damalige Dekan Theodor Stockmayer schreibt ihm 1951 zu seinem Siebzigsten, er könne an dessen kirchliche Arbeit nicht zurückdenken, „ohne aufs Neue den Schmerz zu empfinden, den es mir bereitet hat, als wir im Jahr 1933 unter dem Druck der Parteiherrschaft davon absehen mußten, Ihren Namen in den einheitlichen Wahlvorschlag aufzunehmen“. Und er dankt ihm dafür, dass er sie das nicht habe entgelten lassen und nach 1945 wieder Kirchengemeinderat geworden sei. Auch seine politische Arbeit bei den Liberalen nimmt Carl Flammer nach der NS-Zeit wieder auf: Kurz nach deren Gründung, noch 1946, tritt er der Demokratischen Volkspartei bei, der Nachfolgepartei der DDP, und bei den ersten Gemeinderatswahlen nach dem Krieg fungiert er als Vorsitzender eines Wahlausschusses.

Soweit die Informationen, die mir aus dem Familienarchiv bekannt waren. Bei den Recherchen zu diesem Essay stieß ich jedoch im Staatsarchiv Sigmaringen auf ein Dokument, das nicht zum Bild von Carl Flammer als lupenreinem Liberalen passte. Einem Spruchkammerurteil vom September 1948 zufolge gehörte er von März bis September 1934 der SA an und war seit 1940 „nominelles Mitglied“ der NSDAP. Nun musste ich mich zu den vielen zählen, die zu Unrecht „Opa war kein Nazi“ behauptet hatten.

Was die halbjährige SA-Episode geht, so erklärt Carl Flammer dies 1947 im Fragebogen zur Entnazifizierung, den ich mir besorgte, mit der Eingemein-

derung des Frontsoldatenverbands Stahlhelm, dem er angehörte, in die SA: „Ich wurde zwangsläufig aus dem Stahlhelm zur SA ohne mein Einverständnis überschrieben.“ Der Grund oder das Motiv für die Beendigung dieser Mitgliedschaft liegen im Dunkeln. Zu seinem späteren Beitritt in die NSDAP erklärt der „Kreisuntersuchungsausschuss freie Wirtschaft Tübingen“ entschuldigend: „Fl. konnte sich in seiner Eigenschaft als Inhaber verschiedener Ehrenämter des Berufsstandes usw. der Aufforderung zum Eintritt in die NSDAP nicht entziehen. Flammer war stets ein alter Demokrat.“ Der Ausschuss schlägt den Verzicht auf Sanktionsmaßnahmen vor. Ein Spruchkammerurteil von 1948 sieht das anders: Es verhängt gegen den „Mitläufer“ Carl Flammer eine Geldbuße von 1000 Reichsmark.

LEBEN MIT LADEN

Geschäftsleben und Familienleben waren im Flammerschen Haus eng verzahnt. Dies allein schon dadurch, dass stets mehrere Familienmitglieder im Laden mithalfen: neben Carl Flammer seine Frau Johanna und über Jahre hinweg sein Bruder Fritz, die Tochter Hede und sein Sohn Karl samt dessen Ehefrau Hanna. Und da zwischen Laden und Wohnung nur zwei Türen und eine Treppe lagen, gab es ein ständiges Hin und Her. Zudem gehörten bis in die 1940er Jahre hinein „Hausknechte“ und Lehrlinge, ein „Mädchen“ und ein Gehilfe zum Haus. Sie hatten, wie meine Mutter erzählte, einen Aufenthaltsraum in der Familienwohnung, in dem auch Spiele und ein kleiner Bücherbestand bereitlagen, und aßen am langen Esstisch der Familie mit. Dies freilich nach strengem Ritual: Der Gehilfe gab einem nachgeordneten Angestellten das Signal zum Essen; legte er das Besteck weg, mussten die anderen, ob satt oder nicht, es ihm nachtun. Und die Freizeit sei ebenfalls

reglementiert gewesen: Einen Hausschlüssel hatte nur der Gehilfe, und auch er musste – Ausnahmen waren abzusprechen – um 22 Uhr zu Hause zu sein. „Der Herr“ und „die Frau“, wie das Personal meine Großeltern anzureden hatte, waren mithin, wie damals durchaus üblich, nicht nur Chef und Chefin, sondern hatten so etwas wie Elternrechte.

Ich habe einige eigene Erinnerungen an die Art und Weise, wie das Flammersche Ladengeschäft an unserem Esstisch Platz nahm. Etwa daran, dass mein Großvater mittags oft in seinem grauen Arbeitsmantel zum Essen erschien, manchmal noch mit einem dicken Bürobleistift hinter dem Ohr. Und dass öfters etwas aufgetischt wurde, was im Laden unverkauft geblieben war und gerettet werden musste. Das war vor allem am Wochenende der Fall, und dabei ging es insbesondere um Fisch, der, wässrig und ungebuttert, am Sonntag auf die Teller kam. Es vergingen danach mehrere Jahrzehnte, bis ich Fisch mochte. Auch ein anderer Usus blieb mir im Gedächtnis. Am Ende der mittäglichen Mahlzeiten wurde oft, sehr oft der Spruch eingebracht: „Es sprach der Scheich zum Emir: Jetzt geh'n mir. Da sprach der Emir zum Scheich: Da geh'n wir lieber gleich.“ Irgendwann stieß ich darauf, dass hier die entscheidende Passage fehlte, dass es eigentlich heißen musste: „Es sprach der Scheich zum Emir: Jetzt zahl'n wir und dann geh'n wir. Da sprach der Emir zum Scheich: Da geh'n wir lieber gleich.“ (Ein für viele Schwaben gut nachvollziehbarer, hier aber Arabern in die Schuhe geschobener Impuls. Ausrede/Erklärung: des Reimes wegen.) Und ich wunderte, ja ärgerte mich, wie gedankenlos man einst an unserem Tisch dahergeplappert hatte. Bis ich schließlich den Sinn im vermeintlichen Unsinn erahnte: Dem „Jetzt geh'n wir“ sofort das „Da geh'n wir aber gleich“ folgen zu lassen, bedeutete wohl so viel wie: Wir sind mit dem Essen fertig, jetzt lass uns nicht faul herumsitzen, sondern wieder hinunter in den Laden gehen.

Allerdings sollte nicht der Eindruck entstehen, dass die Tischkultur im Hause Flammer sich ganz den Notwendigkeiten der Geschäftskultur unterwarf. Der Esstisch konnte auch der Ort sein, in dem man deren Verhaltenszwänge zur Sprache brachte. Etwa die Pflicht zur steten Freundlichkeit, ja Devotheit selbst und gerade gegenüber anmaßenden Kunden. In der Familie kursierte unteren anderem eine Episode, die meine Mutter als Drei- oder Vierjährige, also 1917 oder 1918, im Laden erlebt hatte. Als dort gerade die württembergische Königin Charlotte einkaufte, die ja öfters im Schloss Bebenhausen logierte, rannte plötzlich die kleine Hede in den Laden und schrie dabei verzweifelt „Mein Schuhchen, mein Schuhchen!“ – sie vermisste ihren zweiten Schuh. Die Reaktion der Königin: „Da ist aber ein ungezogenes Kind!“ Die Anekdote, die man noch Jahrzehnte später erzählte, wurde dabei nicht mit einem „Gott, war das peinlich!“ abgeschlossen, sondern mit einem Kopfschütteln über die ungnädige Majestät. Der Kunde war zwar König, zumal wenn er eine Königin war, aber Bürgerstolz lebte auch unterm Kaufmannskittel.

ICH FINDE MICH EIN

Meine erste mir bewusst gebliebene Kindheits-erinnerung stammt aus dem März 1947: Meine Großmutter schaut mit mir aus einem Eckfenster der Wohnung, ich sehe meine Mutter die Stützmauer der Stiftskirche entlang gehen und in die Neckargasse entschwinden. Sie ging zum Bahnhof und fuhr nach Jena, um den Transfer einiger der Möbel zu organisieren, die bei unserer Übersiedlung im Herbst 1946 zurückgeblieben waren. Das Bild der davoneilenden Mutter hat sich mir eingebrannt – etwas später träumte ich, der davongewehte Fliegende Robert aus dem „Struwelpeter“ habe ihr Gesicht gehabt. Doch das Gefühl des Verlassenseins war nur von kurzer Dauer,

nicht nur, weil meine Mutter bald wohlbehalten aus der Sowjetzone zurückkehrte, sondern auch, weil sich das anfängliche Fremdeln mit meiner neuen Umgebung schnell legte. Man nahm mich bei den Einkäufen in der Nachbarschaft mit (wo ich oft eine Süßigkeit zugesteckt bekam) sowie zu Besuchen bei befreundeten Kaufleuten, zu Endriss (Blumen), Weihenmaier (Papierwaren), Trautwein (Fahrräder und Nähmaschinen), Depperich (Wein) oder Straub und Erbe (beide Optiker). Und ich machte mich selbst auf den Weg durch die Straßen um die Stiftskirche herum, die ich bald als erweitertes Wohnzimmer betrachtete. Empört, so eine Familienerzählung, berichtete ich einmal zu Hause, ein mir auf dem Bürgersteig entgegenkommender Soldat habe mich gröblich beiseite geräumt, nämlich hochgehoben und einfach in den Kandel gestellt. Einer seiner Kameraden machte das ein andermal wieder gut: Er hob mich auf gleiche Augenhöhe und fragte: „Na, Junge, wirst du auch mal Soldat?“ Darauf ich: „Ein Deutscher wird nicht Soldat!“ Was aber natürlich nichts mit einem frühreifen Pazifismus, sondern einfach damit zu tun hat, dass damals nur französische Militärs zu sehen waren.

Einmal, ich war knapp drei Jahre alt, galt ich zwei Stunden lang als entlaufen. Dann riefen Erbes bei uns an: Ich sei durchnässt bei ihnen angekommen und abholbar, mein Ausflug habe mich über den Neckar und in die Uhlandstraße geführt. Meine Mutter griff zu einer Erziehungsmaßnahme. Sie ging mit mir stante pede zum Polizeirevier in der Münzgasse 13 und denunzierte mich dort als Ausreißer. Die Polizisten, so schreibt sie in einem ihrer vielen Briefe an die Bremer Schwiegereltern, begriffen zwar, was sie wollte, konnten aber „nicht hart sein gegen den kleinen Herzensbrecher. Einer streichelte ihn gleich und der Andere sprach ihm lächelnd zu.“ Ich hätte mit gesenktem Blick und den Fingern im Mund dagestanden, aber abends gesagt: „Wann darf ich wieder auf die Polizeiwache,

da wars sooo schön!“ Einige Zeit darauf besuchte ich auf eigene Faust die Wache und bekundete dem wachhabenden Beamten meine Absicht, später ebenfalls Polizist zu werden. Beim Herauskommen begegnete ich einer Bekannten der Familie, die ihr Fahrrad die Münzgasse hinaufschob, stoppte sie, indem ich mit einer Hand die Gabel ihres Lenkers packte, und verkündete (wie sie später erzählte): „Du musst jetzt ganz brav sein, ich komme gerade von der Polizei.“

Nur drei Jahre zuvor hätte man diese kindliche Angeberei noch als bedrohlich empfinden können. Denn da residierte in der Münzgasse 13 neben der Ortspolizei auch die Gestapo.

Meine damalige Beziehung zur Polizei war demnach eine klassische „Identifikation mit dem Angreifer“. Und diese nachbarliche Großmacht zeigte sich ja dauerhaft präsent, sei es durch Polizeiautos, die mit lautem Martinshorn von der Wache herunter auf unser Haus zufuhren und im letzten Moment abbogen, sei es durch das zu uns herunterschauende, nachts erleuchtete blauweiße Schild „Polizei“. Zu dieser Nähe der staatlichen kam die der kirchlichen Autorität, verkörpert durch die Stiftskirche. Das ebenso von Schutz wie von Aufsicht kündende Abendgebet „Vater, lass die Augen Dein/über meinem Bette sein“ wurde unterstützt vom in die Fenster schauenden Kirchturm. Das häufige, nahe, machtvolle Glockengeläut tat ein Übriges; Übernachtungsgäste riss der Glockenschlag – um Mitternacht ertönte er 40 mal – öfters aus dem Schlaf, uns Familienmitgliedern fiel er jedoch nicht mehr sonderlich auf. Bei den sonntäglichen Kirchenbesuchen beeindruckten mich die Läutebuben, die sich in der Vorhalle unterm Kirchturm an die Glockenseile hängten und von diesen in schwindelnde Höhen emporreißen ließen. Ein anderes Buben-Stück wurde mir durch das Familiengedächtnis überliefert: Als der Stiftsmesner mit seiner

Familie noch im Turm wohnte, hätten seine Jungs mitunter darin gewetteifert, von dort über das lange, steile Kirchendach hinunter zu pinkeln.

In eigener Erinnerung ist mir noch meine Taufe, was deshalb möglich ist, weil sie erst im April 1948 stattfand; der „Kriegswirren“, vielleicht auch meines kirchenfremden Vaters wegen war sie in Jena nicht vollzogen worden. Sie fand nun aber nicht in der Kirche, sondern bei uns zuhause statt, wobei ich in einem – meinen „Schwellenzustand“ ausdrückenden – Arrangement unter dem Türsturz zwischen zwei Zimmern auf meinem Kinderstuhl saß. Ein Brief meiner Mutter hält den Grund für die Haustaufe fest: Sie fürchte, schreibt sie an die Schwiegereltern, der Bub könne in der Kirche „in seiner treuherzigen Art doch irgend eine Bemerkung machen, die da wohl nicht am Platze wäre.“ Womöglich dachte sie dabei an ein Vorkommnis einige Wochen zuvor. Ein Junge, der bei uns übernachtete, habe neben mir sein Nachtgebet gesprochen, worauf ich gesagt hätte: „Gerhard, für mich brauchst net bete, dass ich in Himmel komme, da will i net hin, da fahr i gleich wieder runter mit dem Panzer.“ Ich besaß damals tatsächlich einen Spielzeugpanzer und dachte mir wahrscheinlich, bei einer Reise vom Himmel auf die Erde brauche es ein besonders leistungsstarkes und geländegängiges Fahrzeug. Die Taufe verlief übrigens – abgesehen davon, dass ich dabei durch Gähnen auffiel – ohne Zwischenfall.

DAS WEIHNACHTSZIMMER

Im Dezember wurde der Platz vor der Stiftskirche zu einem Weihnachtsraum. Vor unseren Fenstern entstand ein dunkelgrüner Wald: der Christbaummarkt. Neben dem Nordportal der Stiftskirche wurde ein großer Weihnachtssolitär aufgerichtet und beleuchtete



Blick vom Holzmarkt 1 auf ein Adventssingen an der Stiftskirche; um 1960 (Foto: BJW)

die Chöre, die dort an den Adventsabenden dem Straßenpublikum und uns Anrainern ein Konzert gaben.

Auch im Innern des Hauses vollzog sich eine Verwandlung. Das Wohnzimmer wurde zu einem Geheimnisträger, dem für mich in den Tagen vor dem Heiligen Abend versperreten „Weihnachtszimmer“. Ich hörte die Erwachsenen darin werkeln, sollte aber nicht sehen und nicht erspickeln, was genau dort vor sich ging. Und als man dann endlich „Einmal werden wir noch wach/Heiße, dann ist Weihnachtstag“ singen konnte, war es vom Wachwerden bis zum Heiße noch ein langer Weg. Am Spätnachmittag führte er in die Stiftskirche zum Gottesdienst, den ich ebenfalls vor allem als Wartezeit erinnere: als Warten auf den Moment nach der Predigt, in dem die Lichter am Christbaum neben dem Altar aufleuchteten, die Gemeinde „O du fröhliche“ anstimmte und meine Mutter, die kräftig mitgesungen hatte, beseligt zu sagen pflegte: „Jetzt ist Weihnachten!“ Zuhause folgte

dann immer noch nicht die Bescherung, sondern das Abendessen, wie auch in vielen anderen Familien aus Saitenwürstchen mit Kartoffelsalat bestehend, eingenommen mit Blick auf geschlossene Tür zum Weihnachtszimmer. Dann verschwand einer der Erwachsenen ‚unauffällig‘ und kurz darauf ertönte aus dem Off ein Glöckchen und es hieß nun tatsächlich „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit!“ Nun durfte ich ins verwandelte Wohnzimmer eintreten, erblickte den großen vielbehängenen Christbaum, darunter Geschenkpackchen, daneben die Spielzeugeisenbahn, die jährlich durch Zukäufe bei Spielwaren-Dauth in der benachbarten Hafengasse ergänzt wurde.

Aber das alles hatte man erst einmal nur mit den Augen zu genießen. Denn nun galt es, zusammen ein Weihnachtslied zu singen. Darauf folgte die Lesung der biblischen Weihnachtsgeschichte. Dann war es soweit: Bescherung. Doch auch da hieß es: Nichts überstürzen, nicht das Geschenkpapier beschädigen, man soll es ja noch gebrauchen können.

Das Weihnachtsritual: eine Schule des Triebeaufschubs. Der aber doch in einer Wunscherfüllung mündete, gekrönt von einem großen Paket der Bremer Großeltern und einem 5-Dollar-Schein (umgerechnet 20 Mark!), den ein ausgewanderter Großonkel mir regelmäßig aus Los Angeles zukommen ließ. Zwei Wochen später begann das Warten freilich von Neuem: Denn als das Weihnachtszimmer wieder zum Wohnzimmer wurde, verschwand mit dem Christbaum auch die Eisenbahnanlage in irgendeinem verschlossenen Schrank und wartete mit mir auf ihre Epiphanie am nächsten Heiligen Abend.

(H)AUSFLÜGE

Das großelterliche Haus mit seinen vier Stockwerken und mehreren Kellern, seinen Geschäfts- und Lagerräumen im Vorder- und Hinterhaus, großen, auch zum Fußballspielen geeigneten Fluren und den über uns wohnenden und mit uns befreundeten Familien: Es erschien mir wie eine überdachte Kleinstadt. Zu dieser gehörte freilich manches, was mir, wenn ich allein unterwegs war, eher unheimlich als heimelig vorkam. Etwa das große, dunkle und nachts nur funzelig beleuchtbare Treppenhaus, dessen Nischen in manchem Alptraum von einem unsichtbaren, aber erahnbaren Gespenst bewohnt wurden. Oder der tiefste der vielen Keller, welcher unter dem Untergeschoss an der Langen Straße lag, wo man beim Milch-Heraufholen (einen Kühlschrank hatten wir noch nicht) auch deshalb fröstelte, weil der hohe, fensterlose Raum mit seinen schweren Steinquadern sich leicht als menschenfernes Verlies imaginieren ließ. Der Schauder hatte nichts damit zu tun, dass dieser Keller noch wenige Jahre zuvor als Luftschutzraum gedient hatte – das erfuhr ich erst viel später. Die leise Furcht, ich könnte in diesem Keller einmal aus Versehen oder, wie es ja mancherorts praktiziert wurde (und wird?), zur Strafe eingesperrt werden, erwies sich als unnötig. Allerdings nur deshalb, weil es in unserer Wohnung ein ebenfalls fensterloses Schrankzimmer, das „Kastenzimmer“, gab, wo man mich bei stärkeren Anfällen von Ungehorsam ohne Umwege und Umstände hineinschieben und einschließen konnte. Ich erinnere mich noch, wie ich im Dunkeln hinter der Tür kauerte und das Gesicht dem Lichtschimmer entgegenreckte, der durch den Türspalt drang. Als ich später „Die Abenteuer des Tom Sawyer“ und darin vom Indianer-Joe las, den man verhungert hinter einer verschlossenen, von ihm erfolglos angekratzten Höhlentür fand, erblickte ich in dem Unsympathen die Züge eines Leidensgenossen.

Entschädigung für die (seltenen) Aufenthalte im verschlossenen Kastenzimmer bot der für den Enkel stets offene Lebensmittelladen, eine zweite Welt in der hiesigen. Was mir mangels warenkundlichen Wissens weniger auffiel, war die Herkunft der in den Regalen versammelten Tabake, Kaffees, Kakaos, Gewürze aus aller Kolonialherren Länder; mir imponierten die schieren Mengen, in denen viele Nahrungsmittel bereitgehalten wurden, von Bonbonbergen in großen Glaskugeln bis hin zu Hülsenfrüchten in zentnerschweren Säcken, die mit sinkendem Füllstand heruntergekrepelt wurden – anders hätte ich gar nicht hineinschauen können. Von der Warenparade süchtig geworden, legte ich mir einen stattlichen Bestand an Schokoladentafeln von bekannten Marken wie Lindt, Suchard, Sarotti, Eszet an. Es tat der Sammelleidenschaft nur wenig Abbruch, dass es sich dabei um Attrappen handelte, die mir mein Großvater überließ, nachdem sie von langem Schaufensterdienst angegilbt waren. Ein klarer Fall von Warenfetischismus, um den Begriff von Karl Marx (sinnwidrig) zu gebrauchen.

Mit realen Schokoladevorräten ging der Großvater haushälterischer um. Als ich mein erstes Schulzeugnis nachhause brachte, legte ihm meine Großmutter nah, mich irgendwie zu belohnen. Worauf er einen kleinen, alten und nackten und deshalb ziemlich verstaubten Schokoladenhasen aus seiner Schreibtischschublade holte. Auch sonst war er im Schenken ungelent. Man erzählte, dass er sogar an Geburtstagen seiner Frau knauserte und zu sagen pflegte: „Du hast ja mich.“ Als man ihm dann doch einmal nahebrachte, dass das ziemlich schofel sei, fragte er hilflos, was er ihr denn schenken könne. Man riet ihm zu einem Kaffeeservice. Worauf er jahrelang zu ihrem Festtag mit einem neuen Service erschien. (Männer!)

Die Verkäufer im Laden waren dem Enkel des Chefs gegenüber schon freigebiger. Ich wusste das

zu nutzen. Wenn ich morgens das Haus in Richtung Kindergarten verließ, ging ich statt durch die seitliche Haustür vorzugsweise durch den Laden, wo mir tatsächlich oft eine Süßigkeit mit auf den Weg gegeben wurde. Es scheint so, dass ich mich in den Ladenräumen nicht nur wohl, sondern auch ein wenig als Mitbesitzer fühlte. Jedenfalls wurde berichtet, dass ich einmal aus dem Laden in die Wohnung heraufgekommen sei und beleidigt gerufen hätte: „Tante Hanna hat gesagt, ich sei nicht gebmaßend.“ Und als ich zwei Jungs, etwas älter als ich, dabei beobachtete, wie sie zwei kleine Schokostangen (Wert: 2x15 Pfennig) mitlaufen ließen, rannte ich ihnen nach, stellte sie an der Hausecke und herrschte sie derart an, dass sie mir das Diebesgut kleinlaut zurückgaben.

Dass ich mich damals – um 1950 herum - als künftigen Kolonialwarenhändler und dereinstigen Nachfolger von Carl Flammer sah, glaube ich allerdings nicht. Es war vielmehr die Zeit, wo ich mit einer Schirmmütze, einer Umhängetasche und einem Kartenknippsgerät herumliief und Straßenbahnschaffner werden wollte. Eine von meinen Besuchen bei den Großeltern in Bremen mitgebrachte Idee und, wie man noch sehen wird, bei weitem nicht die einzige.

DREI MIETER, DREIERLEI FLUCHTEN

Ostkontakte

Exotisches fand sich nicht nur im Kolonialwarenladen. Auch Besuche bei den Familien, die über uns wohnten, überschritten die Grenze des Einheimischen. Ursächlich dafür waren die Bevölkerungsver-schiebungen durch den Krieg, die Tübingen keineswegs unberührt ließen. Noch 1948 lebten hier um die 800 Displaced Persons, vor allem aus Litauen, Estland und der Ukraine, die vor der sowjetischen



Im Februar 1949, kurz vor seiner Auswanderung, nahm Herr Bakaitis dieses Foto von unserer Familie auf. Von links: Carl Flammer, Hanna Flammer, Johanna Flammer, Hede Warneken, BJW, Karl Flammer jr. (Familienarchiv)

Herrschaft geflohen waren. 1952 zählte man unter den rund 40 000 Tübinger Einwohner:innen 4241 „Heimatvertriebene“ und 2507 „Ostflüchtlinge“. Beide Gruppen waren im Flammerschen Haus vertreten.

Da war zum einen die litauische Familie Bakaitis, die 1943 oder 1944 im Holzmarkt 1 einquartiert wurde und bis zum Herbst 1949 blieb. Das Ehepaar brachte zwei kleine Kinder mit, die dann zu meinen einzigen Spielkameraden im Haus wurden. Ein Brief meiner Mutter vom Juni 1949 legt nahe, dass wir gut miteinander auskamen: Sie habe mich, so berichtet sie, bei Bakaitissens dabei angetroffen, wie ich zusammen mit deren Kindern in einer Wasserwanne saß. Und die Erwachsenen hatten offenbar ebenfalls ein freundschaftliches Verhältnis zueinander. Jedenfalls dankt ein „Mr. A. Bakaitis“ Ende 1949 in einem Brief aus Harrington Rusal, Australien, wohin die Familie weitergewandert war, meinen Großeltern für alles, was sie und insbesondere meine Großmutter Gutes an ihnen getan hätten: „Flammers Haus hat (sic!) unsere beste Lebensschule gewesen“. Die oft beklag-

ten und ja sicherlich auch oft unbequemen „Zwangseinquartierungen“ machten nicht nur in diesem Fall Fremde zu Freunden.

Die anderen Geflüchteten, die bei uns bis Mitte der 1950er Jahre wohnten, waren die Eheleute Lau aus Königsberg. Von meinen Besuchen bei den Laus im Dachgeschoss ist mir nur, aber immerhin zweierlei in Erinnerung geblieben: der mir nicht immer verständliche ostpreußische Dialekt, in dem mir Otto Lau seine Geschichten erzählte, und ein eindringlicher Rat, den er mir eines Tages erteilte. „Jungchen“, gab mir der Dachdeckermeister Lau mit auf den Lebensweg, „Jungchen, Kant musst du lesen! Kant aus Keenichsberch!“ Es ist wohl kaum auf diese Aufforderung zurückzuführen, dass ich etwa 20 Jahre später bei meiner Promotion Kants „Kritik der Urteilskraft“ zum Thema des Philosophie-Rigorosums wählte. Aber Otto Lau hätte es gewiss gefreut.

Ich habe – durch meine Jugend erklärlich – damals die Chance nicht genutzt, von den Laus und den Bakaitissens mehr über ihre Biographie und ihre Heimat zu erfahren: über Königsberg, die größte deutsche Stadt im Osten, oder das litauische Vilnius, das „Rom des Nordens“. Wie der Historiker Karl Schlögel beklagt hat, waren auch die erwachsenen Einheimischen wenig an der Geschichte und den Geschichten der Flüchtlinge und Vertriebenen interessiert; entsprechend schütter blieb das Wissen der alteingesessenen Westdeutschen über das ehemalige Ostdeutschland und Osteuropa. Zu diesem Befund passt, dass ein Tübinger Zeitzeuge in dem Buch „Die Heimkehrertafel als Stolperstein“ von den Litauern, die mehrere Jahre lang bei ihm im Haus wohnten, nur eines berichtet: dass sie bei ihrer Weiterreise nach Amerika Küchenschaben hinterlassen hätten.



Leopold Hirsch und seine Tochter Lore Silbermann, geb. Hirsch (aus: Lilli Zapf: Die Tübinger Juden. Tübingen 1974)

Die Hirschs

Erst in meinen Jugendjahren erfuhr ich von einstigen Hausgesonn:innen, die nicht nach, sondern aus Tübingen geflohen waren: der jüdischen Familie Hirsch. Der Textilkaufmann Leopold Hirsch und seine Frau Johanna lebten mit ihren Kindern Eleonara („Lore“) und Walter 20 Jahre lang, von 1914 bis 1934, im zweiten Stock über den Flammers. Dann zogen sie in die Kronenstraße, wo das Hirschsche Konfektionsgeschäft lag, und in den Jahren darauf flohen sie nacheinander aus Deutschland.

Die Geschichte der Familie Hirsch ist inzwischen vor allem dank der Recherchen von Lilli Zapf, Benigna Schönhagen, Michaela Häffner, Martin Ulmer und Irmtraud Wojak in ihren Grundzügen bekannt. Leopold Hirschs gleichnamiger Großvater, der 1852 von Wankheim nach Tübingen zieht, ist der erste Jude, der nach der Judenvertreibung von 1477 das Tübinger Bürgerrecht erhält. Er erwirbt, nicht ohne einen Musterprozess anstrengen zu müssen, das Haus Kronenstraße 6 und eröffnet dort 1859 ein Unterneh-

men für Herrenkonfektion. Nach ihm führt es sein Sohn Gustav, 1910 übernimmt dessen Sohn Leopold das Unternehmen. Im September 1933 stirbt Gustav Hirsch mit 85 Jahren. Dass Leopold Hirsch und seine Familie 1934 vom Holzmarkt in die Kronenstraße ziehen, ist also wohl nicht einer Kündigung durch meinen Großvater geschuldet, sondern ein selbstgewählter Umzug in die freigewordene väterliche Wohnung.

Vergleicht man die Lebensgeschichte von Leopold Hirsch und Carl Flammer in der Zeit vor der NS-Katastrophe, so findet man gar nicht wenige Parallelen. 1876 bzw. 1881 geboren, gehören sie derselben Generation an und sind Söhne angesehener Tübinger Kaufleute. Mein Großvater eröffnet seinen Laden 1909, Leopold Hirsch übernimmt das väterliche Kleidergeschäft 1910. Beide ziehen „fürs Vaterland“ in den Ersten Weltkrieg. Danach engagieren sie sich in ihren Religionsgemeinschaften, Hirsch als Synagogenvorsteher, mein Großvater als Kirchengemeinderat, und beteiligen sich aktiv am kommunalen Leben: der Erstere als Mitglied der Stadtgarde zu Pferd, der Letztere als Gemeinderat. Politisch verbindet sie ihre Sympathie für die demokratischen Kräfte der Weimarer Republik: Carl Flammer gehört, wie erwähnt, der linksliberalen DDP an, Hirsch steht der Sozialdemokratie nah.

Der an die Macht gekommene Rassenwahn erklärt diese vielfältigen Gemeinsamkeiten für nichtig. Nun soll es nur noch um Arier und Juden, genauer: um Arier gegen Juden gehen. Am 1. April 1933 wird zum Boykott jüdischer Läden und Praxen aufgerufen. Der Tübinger Kreisleiter Baumert verkündet: „Ein Volksverräter ist, wer noch ein jüdisches Geschäft betritt!“ Mehrere der Läden, vor denen sich SA und SS postieren, liegen in unmittelbarer Nachbarschaft zum Holzmarkt 1: Gustav Lion, Herrenkonfektion, Albert Schäfer und Jakob Oppenheimer, Damenkonfektion,



Das Textilgeschäft Hirsch in den Kronenstraße 6, 1920er Jahre (Foto: Eugen Rühle; Stadtarchiv Tübingen)

und eben auch der Laden von Leopold Hirsch. Die wirtschaftlichen Folgen der Aktion sind nachhaltig. Hirschs Umsatzeinbußen in den Jahren 1933 und 1934 werden allerdings begrenzt durch treue Kunden vor allem aus den ärmeren Schichten. Eine Zeitzeugin antwortete auf Michaela Häffners Frage, ob die „Unterstädter“ nach den Boykotttagen noch bei Hirsch gekauft hätten: „Ja. Da hätten die Wengerter ja keine Hose an den Hintern gekriegt, wenn sie es dort nicht hätten mit 30 oder 50 Pfennig abbezahlen können. Der hat nie eine Mahnung geschickt.“ Dann jedoch wird Leopold Hirsch eine hohe Steuernachzahlung aufgebremst – für deren Rechtmäßigkeit

sich, so Häffner, keine Belege finden lassen. Er sieht sich gezwungen, Geschäft und Haus zu verkaufen. Sein früherer Angestellter Josef Tressel erwirbt es im September 1938 weit unter Wert, und Hirsch erhält die 20 533 Mark gar nicht – sie werden vom NS-Staat beschlagnahmt. Nun bereitet man sich in der Kronenstraße 6 auf die Flucht nach Südafrika vor, wohin der Sohn Walter Hirsch schon 1935 ausgewandert ist. Am 9. November 1938 folgt die Pogromnacht, in der die Tübinger Synagoge niedergebrannt wird und fünf Gemeindemitglieder, darunter Leopold Hirsch, verhaftet werden. Er wird ins KZ Dachau deportiert. Nach einigen Wochen entlässt man ihn, da er seine Ausreise zugesichert hat. Noch im Dezember 1938 emigriert seine Tochter Lore, zunächst nach Rhodesien, im April 1939 fliehen die Eltern nach Johannesburg, wo dann auch sie hinzieht.

Leopolds Schwester Paula, 1897 in Tübingen geboren, bleibt im Land. Zeitweise, von September 1933 bis Mai 1934 wohnt sie bei der Familie ihres Bruders im Flammerschen Haus. Zuletzt in Reichenberg (Rems-Murr-Kreis) lebend, wird sie im November 1941 mit ihrem Sohn Erich, der etwa 16 Jahre alt ist, nach Riga verschleppt. Dort werden die beiden mit Zehntausenden anderer Jüd:innen ermordet.

FRITZ BAUER

Inzwischen erinnern sechs Stolpersteine vor der Kronenstraße 6 an Erich, Johanna, Leopold, Lore, Paula und Walter Hirsch. Bedenkenswert wäre auch eine Gedenktafel für ein Familienmitglied, das nach dem Krieg die juristische Aufarbeitung der Nazi-Verbrechen an vorderster Stelle vorantrieb: für Fritz Bauer. Dessen Mutter Ella Bauer war eine gebürtige Tübingerin und Schwester von Leopold Hirsch. Ihr 1903 in Stuttgart geborener Sohn verbrachte die

Schulferien oftmals zusammen mit seiner Schwester Margot bei den Verwandten in der Kronenstraße. Zum Studienabschluss in Jura kam er 1923/24 wiederum nach Tübingen. Hier erlebte er sich als Außenseiter: An der Universität gab es nur zehn jüdische Studenten, und Bauer sah sich mit einem in der Studentenschaft verbreiteten Antisemitismus konfrontiert. Er engagierte sich für die Sozialdemokratie, wurde 1933 als Widerstandskämpfer acht Monate in Dachau inhaftiert und floh 1936 nach Dänemark. Im Sommer 1938 schreibt er in einem (nicht abgeschickten) Brief an seine Mutter, die ihm von der aktuellen Situation der Tübinger Hirschs berichtet hat: „Wenn ich, wie es in stillen Stunden immer geschah, in mich horchte, rückwärts schaute, stets standen Tübingen, die alte Kronenstraße und ihre Menschen, der betriebsame Markt mit Duft und Lärm, die idyllische Stille der Alleen, der Humanismus der Aula vor mir. Meine frühesten Kindheitserinnerungen ranken um Tübingen“. In der Hirsch'schen Wohnung, so erinnert er sich, gab es Schätze wie ein Buch „Blumen aus Jerusalem“ oder ein Herbarium mit Beschriftungen wie „Blüten vom Ölberg“ oder „Veilchen von Nazareth und Tiberias“, und um das Haus herum fand er ebenfalls vieles zu entdecken: „Da war neben dem Haus der Großeltern der Metzger, daneben der Bäcker, und gegenüber gab es Mehl. Die Wirtschaft (die „Forelle“, d.V.) lag zur Linken unseres Hauses, und bei den Großeltern selbst war im Laden für Kleidung gesorgt. Wenige Häuser entfernt sah, ja schmeckte man das Café, die Konditorei (das Café Walz, d.V.). Alles, was das Herz begehrte, war da; nichts war verschlossen; es war die ganze Wirtschaftswelt des jungen Buben.“ Immer noch beeindruckt zeigt er sich von der „schwäbisch-stolzen und trutzigen Stiftskirche“ und vor allem der Neckarfront: „Die Farbigkeit des Bildes wird vielleicht nur von dem Panorama übertroffen, das sich dem staunenden Reisenden vom Ponte Vecchio in Florenz bietet.“ Nicht

sein Heimatort Stuttgart, sondern Tübingen war Fritz Bauers Kindheitsparadies – nun nicht nur altershalber verloren.

„Ich dich nicht mehr begrüßt?“

Wie waren die Beziehungen zwischen den Familien Hirsch und Flammer? Sah man sich eher nur im Treppenhaus oder lud man sich auch gegenseitig in die Wohnung ein? Rauchten Leopold Hirsch und mein Großvater öfters eine Zigarre zusammen? Beschenkte man sich zu Geburtstagen, zu Weihnachten und Chanukka? Sprach man miteinander über den ja schon vor 1933 in Tübingen grassierenden Antisemitismus? Leider habe ich zu Lebzeiten der Zeitzeug:innen versäumt, nach dem Alltag des christlich-jüdischen Zusammenlebens im Holzmarkt 1 zu fragen. Eines nur weiß ich: Lore Hirsch und meine Mutter, beinahe gleich alt, waren seit ihrer Kindheit eng miteinander befreundet. Erhalten gebliebene Fotos zeigen sie zusammen beim Geburtstagsfeiern oder auch in zärtlicher Zuwendung auf der Tübinger Schlossmauer sitzend. Die Beziehung setzte sich nach dem Krieg zunächst in Briefen fort. Nachdem Walter Hirsch bereits Anfang der 1960er Jahre bei meiner Familie vorbeigeschaut hatte, machte sich 1968 auch Lore Silbermann, wie sie nun hieß, auf den weiten Weg in die Heimat, die sie verstoßen hatte.

Ich war bei diesem Wiedersehen dabei. Mir war davor ein wenig mulmig, da meine Mutter, wie ich wusste, nicht nur im Bund deutscher Mädchen, sondern auch in der NS-Frauenschaft aktiv war und dort eine Kindergruppe geleitet hatte. Nun registrierte ich erleichtert, wie herzlich Lore und Hede sich begrüßten; es schien wirklich so, als ob die beiden problemlos an ihre alte Freundschaft anknüpften. Dann aber kam es zu einem Dialog, den ich so in Erinnerung habe: Meine Mutter: „Ach Lore, wir waren ja immer gute



Lore Hirsch (2.v.l.) und andere Freundinnen von Hede Warneken (3.v.r.) bei deren 20. Geburtstag im Januar 1934 (Familienarchiv).

Freundinnen.“ Lore: „Jaaa, aber es kam dann doch die Zeit, wo du mich nicht mehr begrüßt hast.“ Hede, entsetzt: „Aber Lore! Ich dich nicht mehr begrüßt! Das ist ganz unmöglich!“ Ihr Entsetzen schien mir nicht gespielt zu sein. Sie hatte ihr einstiges Verhalten wohl tatsächlich erfolgreich verdrängt.

Der ehemalige Tübinger Rechtsanwalt Simon Hayum (der zeitweise die DDP-Fraktion im Gemeinderat anführte) schreibt in seinen „Erinnerungen aus dem Exil“: „Da für uns Juden der ‚Deutsche Gruß‘ (in Worten ‚Heil Hitler‘, in stummer Form das Erheben und waagerechte Hinausrecken der offenen rechten Hand) nicht in Frage kam, das altvertraute ‚Guten Tag‘ oder ‚Grüß Gott‘ und das Lüpfen des Hutes von den meisten offensichtlich als unangenehm wie compromittierend empfunden wurde, so sah man selbst davon ab und wurde auch blind, wo man wusste, dass man nicht gesehen werden wollte.“ Hanna Bernheim, die 1930 bis 1938 in Tübingen lebte, kommt in ihrem Buch „History of my life“ ebenfalls auf dieses Thema zu sprechen. „Viele Nichtjuden“, erzählt sie dort, „waren froh, wenn sie ihre jüdischen Bekannten auf

der Straße nicht kennen mussten.“ Sie nahm darauf Rücksicht, worauf eine Tübingerin zu einer Hausangestellten der Bernheims sagte, „es sei ihr kaum möglich, mich zu grüßen, da ich sie nie anschau.“ Zeitzeug:innen, die Benigna Schönhagen für ihr Buch „Tübingen unterm Hakenkreuz“ befragte, bestätigten beiderseitige Ausweichmanöver. Anrempelien oder offene Übergriffe auf jüdische MitbürgerInnen habe jedoch niemand erinnert, bis auf einen Hinweis: „Es muß aber sowas gegeben haben“, erzählte eine Tübingerin, „denn meine Mutter hat mich immer ermahnt: ‚Wenn ihr Juden begegnet, dann macht das nicht oder spuckt nicht aus! Dann gehet ihr auf die andere Straßenseite, aber machet da nicht mit. Wehe, ich würde Euch dabei erwischen!‘“ Diese Tübingerin war meine Mutter. Ein striktes Verbot brachialer Feindseligkeit also, aber keine Aufforderung zu unbeirrtem Freundlichbleiben.

Zurück zum Besuch von Lore Silbermann und Walter Hirsch. Als wir im Wohnzimmer zusammensaßen, klingelte es an der Glastür. Es war Josef Tressel.

Er hatte offensichtlich keine Scheu, sondern den Wunsch, den beiden Hirschs wieder zu begegnen, und tatsächlich begrüßten sie ihn meiner Erinnerung nach herzlich, auf jeden Fall nicht distanziert. Ein bemerkenswerter, wenn nicht erstaunlicher Vorgang. Schließlich hatte Leopold Hirsch die „Arisierung“ nicht klaglos hingenommen, sondern nach dem Krieg um eine Entschädigung gekämpft. Tressel stellte dabei seinen Hauskauf als Entgegenkommen dar, machte aber doch ein Kompromissangebot; Hirsch wies dieses als unzureichend zurück und versuchte noch viele Jahre lang, eine staatliche Wiedergutmachung zu erreichen – vergeblich, wie auch das Bemühen von Walter und Lore nach ihres Vaters Tod anno 1966, diesen negativen Bescheid anzufechten.

Wie erklärt sich bei alledem die Haltung, mit der sie 1968 Tressel entgegneten? Offenbar stand

dieser für sie in diesem Moment weniger für die Untaten, die nach 1933 an ihnen begangen wurden, sondern mehr für die Zeit davor, für die noch relativ unbeschwerten Jugendjahre in der Kronenstraße 6, wo Tressel 1926 bis 1928 beschäftigt war. Diese Einstellung stimmt mit dem Tenor der Briefe überein, die Lore Silbermann vor und nach ihrem Besuch an meine Mutter schreibt: „Ich freue mich wirklich, bis ich nach Tübingen komme“, schreibt sie im August 1968. Sie hoffe, dass sie sich dort noch ein wenig auskenne; immerhin habe ihr Bruder erzählt, das Zentrum habe sich gar nicht verändert. Und ohne dass sie die Untaten einstiger Mitbürger:innen für vergeben und vergessen erklärt, stehen bei ihr doch alte Anhänglichkeit und eine große Versöhnungsbereitschaft im Vordergrund. Angetan von ihrem Tübingen-Aufenthalt von 1968 (dem in den Jahren darauf ein intensivierter, sehr herzlich geführter Briefwechsel mit meiner Mutter folgt), nimmt sie die Einladungen an, welche der Oberbürgermeister 1981 und dann wieder 1987 an die Überlebenden unter den ehemaligen jüdischen Mitbürger:innen schickt. Dabei ist Lore Silbermann bewusst, dass einige der Angeschriebenen dem Angebot nicht folgen wollen. Ihre Tochter nimmt hierzu ebenfalls eine sehr skeptische Haltung ein, lässt sich 1987 aber doch zum Mitkommen bewegen – und bedankt sich danach mit überraschender Freundlichkeit, bei meiner Mutter „for all your kindness“ und „all the hospitality you gave“.

„MÄDLA“ UND „HERRLA“

Holzmarkt 1 – ein Treffort sowohl vor dem als auch im Haus. Zum einen wegen der Kundschaft im Laden unter uns und den Kontakten mit den Hausbewohner:innen über uns, zum andern durch die häufige Anwesenheit von Gästen bei den Flammers. Um den Esstisch saßen neben Mittags- oder Abend-

besuchen oft Verwandte und Bekannte von auswärts, die über kürzere oder längere Zeit bei den Flammers logierten. Dazuhin Stammgäste wie Frida Keck aus der unteren Langen Gasse, die öfters als „Näherin“ zu uns kam. An der Nähmaschine sitzend, trug sie mir Schillerballaden vor, die sie in ihrer Volksschulzeit auswendig gelernt hatte – was wenig zu den bürgerlichen Klischees von den „Gogen“ in der Unterstadt passte.

Auch einige entfernt lebende oder bereits verstorbene Familienmitglieder nahmen am Esstisch Platz. Sie waren in kryptischen Tischsprüchen versteckt. Wenn Häppchen, die auf die Teller verteilt werden sollen, an der Vorlegegabel hängen blieben, sagte garantiert jemand: „Trett drauf, hot dr Vadder gsagt“. –Die Aufforderung, den Happen mit der eigenen Gabel abzustreifen, stammte von einem Verwandten von Johanna Flammer, Carl Georg Murschel, der in der Kaiserzeit nach Odessa emigriert und dort längere Zeit als Handelskonsul tätig war. Der Dauerbrenner „Trett drauf“, uns von den Besuchen einer Murschel-Tochter her bekannt, war mithin eine Ehrung der Herkunftsfamilie meiner Großmutter. Ein anderes familiengeschichtliches Zitat, das nach dem Tischgebet gern eingebracht wurde, lautete: „B’scheret hascht. Amen.“ Es bezog, obwohl und gerade weil nicht hochdeutsch, die Bremer Verwandten in die Tischgemeinschaft ein. Diese hatten einmal im evangelisch geführten Kurhaus Bad Sebastiansweiler logiert und liebten es seitdem, den schwäbelnden Gebetsschluss des dortigen Pfarrers nachzuahmen. Die Häufung und Wiederholung von Sentenzen bei unseren Mahlzeiten ist dabei wohl auch der Versuch, mit den verfügbaren Kräften dem bildungsbürgerlichen Postulat einer den bloßen Essvorgang garnierenden ‚gepflegten Tischunterhaltung‘ nachzukommen.

Vor allem war es das große Wohnzimmer – um nicht zu sagen: der Salon – mit dem Flügel, dem



Gesprächsrunde im Wohnzimmer: Der Wirtschaftswissenschaftler Prof. Hans Peter (rechts) mit seinen ehemaligen Assistenten Dr. Frieder Scheuffele (links) und Prof. Heinz Haller, Ehemann von Hildegard Haller geb. Maurer, Jugendfreundin von Hede Warneken; 1959 (Foto: BJW).

Bücherschrank, der vierteiligen Sitzgarnitur, das an vielen Sonntagen, aber auch Werktagabenden zum Taubenschlag wurde. Mein Großvater begrüßte abendliche Besucher zwar gerne mit dem Satz „Wir geh’n um zehn Uhr ins Bett“, was Mutter und Großmutter peinlich war, aber offensichtlich nicht abschreckend wirkte. Zu den Freunden und Bekannten der Großeltern, einem Querschnitt durch das gewerbliche, geistliche und universitäre Bürgertum, kamen allmählich immer mehr Gäste aus dem Freundeskreis meiner Mutter hinzu, wobei die Akademikerdichte deutlich stieg.

Dies nicht, weil meine Mutter selbst studiert hätte – sie schloss mit der Mittleren Reife ab –, sondern weil sie ebenso wie mehrere ihrer Schulfreundinnen einen Uniabsolventen geheiratet hatte. Und mehrere dieser Ehepaare bildeten nun eine Clique, die oft bei meiner Mutter zusammenkam. Diese erzählte offen, dass sie in ihrer Jugend Avancen von „Nachbarsbuben“ abgewiesen und eher nach den Studenten

geschaut habe. Dass diese Suchbewegung verbreitet war, belegt ein Gedicht des Tübingen-Folkloristen Heinz-Eugen Schramm, das dabei auf deutliche Weise Ressentiments bedient, die in der zurückgesetzten nichtakademischen Jungmannschaft wohl tatsächlich anzutreffen waren:

„Tübenger Mädle. Schwäbische Huldigung an Schiller“

*„Se gent sich net ganz, wie se send,
Se ziaret sich e bißle,
Gent liaber eme Studio
Wie ander Leut e Küßle.*

*Drom hent se d’Höher Töchterschual
Mit Astand absolviert,
Send an dr Aula net omsonst
Xmol vorbeispiert.*

*So ist mr schließlich a Partie
Wie gmacht für en Studente,
Uf’s Koche kommt’s jetzt net so a,
Des wurd sich noh scho fende.*

*Drom muaß-es e Gstudierter sei,
(S ist om de Titel später!)
Ond schließlich hent se jo dahoim
De Schiller ganz en Leder! “*

Aufdrängen mussten sich die Bürgerstöchter natürlich nicht. Die Studenten, „lauter junge Leute in der Lebenszeit, für die das andere Geschlecht die größte Rolle spielt“ (Isolde Kurz), fanden und schufen mannigfache Gelegenheiten, wo man und frau zusammenfinden konnten. Da waren die Tanzstunden, waren Gesangsvereine, die Bälle der Museumsgesellschaft, die Tanzkränzchen und die Stiftungsfeste der Korporationen, die großen Tanzveranstaltungen in den Kursälen Imnau und vor allem Bad Niedernau,

von dem Sebastian Blau erzählt, dass es gern von Eltern zusammen mit ihren heiratsfähigen Töchtern aufgesucht wurde. Matthias Biastoch hat diese Vergnügungskultur in seinem Buch „Tübinger Studenten im Kaiserreich“ eindrücklich dargestellt. Sie lebte noch lange fort. Als mein späterer Vater, Hans-Heinrich Warneken, im Sommersemester 1934 in Tübingen sein Medizinstudium aufnimmt, sind Tanzveranstaltungen und Tanzpartnerinnen ein Hauptthema seiner Briefe an die Bremer Eltern. Im Juni und Juli berichtet er unter anderem von einem Stiftungsfest, bei dem er die Damenrede hielt, einem großen Ball auf dem Schloss („keine netten Mädels da“), und einem Tanzabend in der Wohnung eines „Alten Herrn“ seiner Korporation („Ich hab mir gleich mit großem Geschick die beste Dame herausgeangelt“). Auf einem Studentenfest Anfang 1935 heißt seine Tanzpartnerin Hede Flammer. Bald darauf erklärt er sich ihr in einem Brief: Viele Studenten suchten sich Mädchen nur zum Zeitvertreib, er jedoch nicht.: „Wir wollen gute Kameraden sein.“

Er umreißt damit eine Paarbeziehung, wie sie damals zwischen jungen Akademikern und „Honoratiorentöchtern“ gängig war. Man verliebt sich, eine spätere Heirat ist nicht ausgeschlossen, aber während der Studienzeit absolut unüblich. Sexuelle Bedürfnisse müssen warten oder werden, was den männlichen Partner angeht, anderswo befriedigt – man versucht dafür sein Glück bei Kellnerinnen, Dienstmädchen, Verkäuferinnen. Meine Eltern verloben sich, nachdem er Assistenzarzt geworden ist, und heiraten erst, als er 1943 mit der Leitung der Jugendzahnklinik in Jena betraut wird.

Davor gibt es allerdings ein Problem: Meine Mutter ist, wie erwähnt, in der NS-Frauenschaft aktiv, wo einige Mitglieder schon ihr Engagement im Kirchenchor missbilligt haben und sie nun heftiger

Kritik ausgesetzt ist, weil sie eine kirchliche Trauung beabsichtigt. Mein Vater, der aus der Kirche ausgetreten ist und ihr das Christentum eine Zeit lang als jüdische Erfindung auszureden versuchte, hat diese Meinung inzwischen modifiziert – dass man zugleich Christ und Nazi sein kann, wird ja auch von vielen vorgelebt. Nun zeigt er sich über die Kritik an seinem „Bräutle“ empört. So kann es dann doch zu dem hier abgebildeten feierlichen Hochzeitszug vom elterlichen Haus hinauf zur Stiftskirche kommen: Gedämpft wird die Feststimmung durch die Botschaft, die Hauptmann Heinz Haller, Ehemann von Hedes bester Freundin Hildegard, von der Ostfront mitbringt: Der Krieg sei zumindest dort verloren.



Hochzeitszug meiner Eltern vom Holzmarkt 1 zur Stiftskirche; August 1943 (Familienarchiv)

BRUDER GEGEN BUNDESBRÜDER

Schockhaft gestört wird die sich anbahnende Verbindung der Flammers und der Warnekens durch einen Zwischenfall. Er sei hier geschildert, weil auch er etwas über die damaligen Beziehungen zwischen akademischem und nichtakademischem Bürgertum aussagt.

Am „Faulen Eck“ oberhalb der Kronenstraße, einem beliebten Ort für nächtliche Ständerlinge, macht sich Ende 1935 eine Gruppe von Studenten an einem Ladenschild zu schaffen. Das ärgert einen jungen Tübinger, der die Missetäter stellt und einen von ihnen, wie es später heißt, „beleidigt“. Dieser, Erstchargierter im Verein Deutscher Studenten (V.D.St.) und „Sturmverwaltungsführer“ in der Studenten-SA, sieht sich in seiner Ehre gekränkt, macht den frechen Tübinger ausfindig und lässt ihm eine Duellforderung überbringen. Die Pointe: Bei dem jungen Tübinger handelt es sich um Karl Flammer, den Bruder meiner Mutter, bei dem Studenten um ihren Freund, meinen späteren Vater. Man könnte vermuten, dass hier ein persönliches Rochus des Kaufmannsgehilfen Flammer gegen den studentischen Verehrer seiner Schwester mitspielte. Doch beide wussten zu diesem Zeitpunkt wohl nichts voneinander – ihr Streit war einer der vielen, mehr oder weniger heftigen Zusammenstöße zwischen Tübinger Burschen und den „Herrla“ von der Universität.

Der Brief, in dem Hans-Heinrich („Heinz“) Warneken seiner Hede den Vorfall mitteilt, stürzt diese in Verzweiflung. Sie möchte, schreibt sie zurück, „nur immerzu weinen, dass so etwas gerade zwischen euch beiden geschehen musste.“ Sie verstehe einerseits, dass Heinz seine Ehre verteidigen müsse, das sei er sich und seinem Bund schuldig. Andererseits stehe sie zwischen ihm, der ihr „neben ihren Eltern das Liebs-

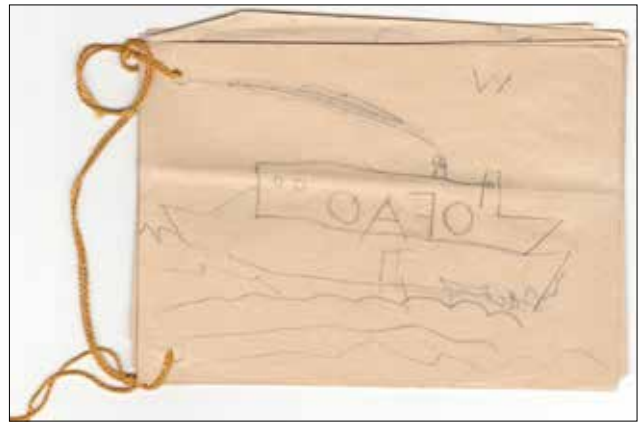
te“ sei, und ihrer Familie. Hoffentlich, so schließt sie, gebe ihr Bruder nach und entschuldige sich. Das tut dieser denn auch: Vielleicht, ja wahrscheinlich hat er inzwischen von der Beziehung seiner Schwester mit seinem Kontrahenten erfahren. Diesen Rückzieher empfinden nun wiederum seine Kameraden als ehrenrührig: Der 24-Jährige ist nämlich Mitglied der SS, die ihn alsbald ausschließt, was mein Vater in einem Brief nachhause so kommentiert: „Tut mir leid; aber meiner Ehre ist dadurch vollauf genüge (sic!) getan. Ich hätte ja säbeln können. Wahrscheinlich hat ihn das den Hals gekostet, daß er gekniffen hat, denn jeder SS-Mann muss ja Satisfaktion geben.“

TÜBINGEN/WESER

Mein Vater überlebte den Krieg, starb aber im September 1945 an Kinderlähmung. Präsent blieb er für mich zum einen durch sein Fotoporträt, das im Schlafzimmer meiner Mutter auf mich herabblickte – in der Rede vom „Vater im Himmel“ flossen für mich zwei Bedeutungen zusammen; zum anderen durch liebevolle Erzählungen meiner Mutter, etwa davon, dass er sich bei Luftangriffen auf Jena schützend über meine Wiege gebeugt habe. Doch letztlich blieben meine Vorstellungen von ihm blass, so dass ich auch mental ziemlich vaterlos aufwuchs. Intensiv war dagegen meine Beziehung zu seinen Eltern, die ich schon in meinen ersten Lebensjahren des Öfteren besuchen durfte, woraus sich bei mir eine wahre Bremanie entwickelte. Nicht Tübingen, sondern Bremen war mein Kindheitsparadies. Ich fühlte mich als mindestens halber Bremer, was sich unter anderem darin niederschlug, dass ich möglichst hochdeutsch zu sprechen suchte.

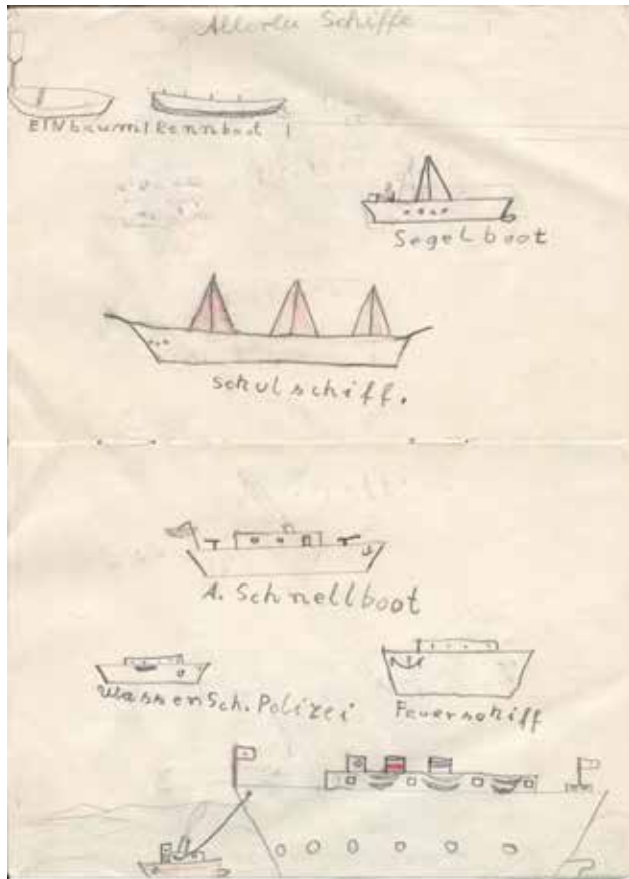
Ich war zweieinhalb und lebte noch kein Jahr am Holzmarkt, als meine Mutter zum ersten Mal mit

mir nach Bremen reiste. Wie dem anschließenden familiären Briefwechsel zu entnehmen ist, war ich tief beeindruckt von der Großstadt, wo man mit der Straßenbahn vom großelterlichen Haus zum Schiffsanleger an der Weser fahren und von dort zu den „großen Pötte“ des Europa- und des Überseehafens schippern konnte. Das mutmaßlich erste Wort, das ich zu schreiben versuchte, war „Oceana“, der Name eines Hafendampfers – das ziemlich missglückte Ergebnis ist erhalten:



Zeichnung der „Oceana“; 1947 (Familienarchiv)

Länger schwärmte ich für ein entschieden größeres Schiff, den über 50 000 BRT messenden Turbinendampfer „Bremen“, der bei seiner Jungfernfahrt von Bremerhaven nach New York sogleich das „Blaue Band“ für die schnellste Atlantiküberquerung erhielt. Bei einem Faible spielte mit, dass der letzte Kapitän dieses Schiffs, „Commodore“ Adolf Ahrens, in einem Reihenhaus Wand an Wand mit meinen Bremer Großeltern wohnte, ich ihn besuchen und sogar auf seinem Schoß sitzen durfte. Dass er ein überzeugter Nazi war, störte die gute Nachbarschaft nicht, im Gegenteil, es verband ihn mit meinem Großvater. Meine kurzen Gastspiele bei Ahrens bilden somit das



Zeichenheft von BJW aus der 2. Grundschulklasse; 1953/54 (Familienarchiv)

Gegenstück zu meinem ersten selbstständigen Nachbarschaftsbesuch in meiner Geburtsstadt Jena: Eines Tages, ich hatte gerade erst laufen gelernt, wurde ich zuhause vermisst. Man suchte mich in den nächstgelegenen Häusern und fand mich auf dem Schoß eines sowjetischen Offiziers, mit einer roten Fahne spielend. Eilends, so erzählte meine Mutter, holte sie mich in ihre Arme und nach Hause. (Mancher mag nun sagen: Es war schon zu spät. Aber das ist natürlich Unsinn!)

Zurück zu Bremen. Ich erkläre die Stadt bald nach meinem ersten Besuch dort zur Heimat. Eine Bildmappe mit Bremen-Ansichten durchblättern, erkläre ich, wie meine Mutter 1949 den Schwiegereltern schreibt: „Das ist unser Marktplatz in Bremen und unser Roland“. In meinen Zeichenheften aus der Grundschulzeit wimmelt es von Schiffen und in einem Hausheft der 2. Klasse zeugt ein 17-seitiger Bremenbericht von meiner intensiven Fernbeziehung. Eine Zeichnung von einem Dampfer am Rote-Sand-Leuchtturm versehe ich mit den an das Nordseelied angelehnten Versen „Weit draußen, wo der Leuchtturm steht, wo das Weite Meer zu ende geht, und die Straßenbahn nicht mehr geht, Da ist mein Zuhause“.

Zeitweise hegte ich den Plan, in den Holzmarkt 1 ein unübersehbares Stück Bremen einzufügen: nämlich einen möglichst großen Straßenbahnwaggon aus Sperrholz zu basteln und im geräumigen Flur vor unserer Wohnung aufzustellen. Ich habe mich dann doch mit der schon erwähnten Schaffnerausrüstung begnügt. Aber dafür fanden sich in meinem kleinen Bücherregal immer mehr Buchgeschenke aus Bremen ein. Etwa Knaurs Geschichte der Entdeckungsreisen oder die Jugendbücher „Kreuz und quer durch Indien“, „Robert der Schiffsjunge“ und „Das Naturforscherschiff“ von Sophie Wörishöffer. („S. Wörishöffer“ war einst ein Jugendidol meines Bremer Onkels gewesen, und er reagierte ungläubig und verärgert, als ich ihm einmal sagte, der Autor sei eine Autorin gewesen.) Meine erste längere Erzählung, die ich 1955 verfasste, handelt von den Abenteuern eines Schiffsjungen.

In der zweiten Gymnasialklasse versäumte ich, sonst sehr gewissenhaft, einmal die uns aufgegebenen Lektüre eines neuen Kapitels im Erdkundebuch. Zerknirscht gestand ich dies der Lehrerin. Worauf sie mich nicht wie erhofft begnadigte, sondern rief:

„Bleib hier vorne, ich werd' dich prüfen!“ Und zwar genau zum Thema des von mir nicht gelernten Kapitels. Doch dieses handelte zu meiner freudigen Überraschung von Bremen. Die mündliche Examination endete, vor allem zur Ehrenrettung der Lehrerin sei es gesagt, mit einem Sehr gut. Kunststück, für einen Bremer!

„DIE LIEBSTE STADT IM AUSLANDE“

Das Bremen-Faible eines Tübinger Kindes wäre bloße Privatsache, wäre es nicht Teil einer langen Beziehungsgeschichte zwischen den beiden Städten und auch zwischen Bewohner:innen des Holzmarkts 1 und der Hansestadt.

Was dabei die Warnekens betrifft, so immatrikulierte sich mein Vater nach seinem Abitur sogleich in Tübingen, weil schon der seinige, Emil Warneken, hier 1903 zu studieren begonnen hatte und ihm von der Stadt, der Landschaft, und leider auch dem (schon damals antisemitischen) V.D.St. vorschwärzte. Mein Großvater wiederum war einem Vorschlag seines Freundes Hans Kohlmann gefolgt, der ein Jahr vor ihm nach Tübingen gegangen war und ihn nicht zuletzt mit einer freien Bude in der Burgsteige 4 lockte (wo dann mein Vater zunächst ebenfalls wohnte). Übrigens nannten meine Bremer Verwandten Tübingen gern „Tübs“, was ich lange für Familiensprache hielt, bis mich ein Artikel von J.W. Gottschalk mit dem Titel „Butentübinger“ aufklärte, dass dieser Kosename unter den norddeutschen Studenten gängig war.

Emils Freund Hans war der Nachfahre einer ganzen Reihe von Kohlmanns, die im 19. Jahrhundert in Tübingen studierten. Der erste war Johann Melchior Kohlmann, Theologiestudent und später Pastor in Horn bei Bremen. Von dessen Fahrt in den vor der

Eisenbahnzeit rund 10 Tage entfernten Studienort ist eine Abschrift seines Tagebuchs erhalten: „Beschreibung meiner Reise von Bremen nach Tübingen (vom 28. März 1815 bis 6. April)“. Über die Ankunft heißt es: „Wir fuhren gerade durch den unansehnlichsten Theil der Stadt, welches (sic!) keinen angenehmen Eindruck auf mich machte. Es ging nemlich ins Schmidthor herein 3 Uhr.“ In der Neckarhalde, wo sein künftiges Logis liegt, fühlt er sich jedoch sofort freundlich aufgenommen – und erlebt gleich den Treffpunkt Holzmarkt: „Am auffallendsten war mir sogleich ein Student, der am Brunnen, welcher sich bey der Stadtkirche befindet, stand mit der deutschen Tracht.“ Tags darauf trifft er sich mit befreundeten Studenten aus Bremen: „Bremer Taback? riefen Knoop u. Mallet aus einem Munde, u. was ich noch von meinem Pfunde übrig hatte, gab ich ihnen zum besten.“

Es sind gar nicht wenige Bremer, die in diesen Jahren an der württembergischen Universität studieren. Der nachmals bekannteste von ihnen ist der Stifter Georg Gottfried Treviranus, der später Pastor in Bremen und Mitinitiator der Inneren Mission und des Evangelischen Kirchentags wird. Sein Lieblingslokal, schreibt J.W. Gottschalk 1992 in den Tübinger Blättern, sei das „Lamm“ in Derendingen gewesen, „weil dort allseits ‚Platt‘ aller Schattierungen gesprochen wurde“. Treviranus befreundet sich mit einem anderen Theologiestudenten, Gustav Schwab, und macht mit ihm und anderen Norddeutschen Ausflüge in die Umgebung. Von den 39 „Ausländern“, die das Studierendenverzeichnis des Sommersemesters 1819 auflistet, kommen vier aus Bremen, und in der Tübinger Burschenschaft Germania (bis 1816: „Arminia“) waren zwischen 1817 und 1826 14 Bremer aktiv. Vor allem sind es Theologen.

Einer der Gründe, warum die Hansestädter bis zu

viermal im Jahr die Reise in die Ferne auf sich nehmen, ist konfessionelle Nähe. Bremen und Tübingen sind ganz überwiegend protestantisch und das Tübinger Stift ist eines der Zentren der deutschsprachigen protestantischen Theologie. Zudem ist in Bremen die „Erweckungsbewegung“ verbreitet, der auch Treviranus angehört, eine enge Verwandte des schwäbischen Pietismus. Angelockt werden die Nordlichter zudem von dem ihrem Gefühl nach fast mediterranen Klima und der Mannigfaltigkeit der Landschaft mit den Wiesen und Weiden des Neckar-, Ammer- und Steinlachtals, den tiefen Wäldern und den vielen (manche sagen: sieben) Hügeln mit ihren Fernblicken – die höchste Erhebung Bremens liegt 33 Meter über dem Meer. Auch von Tübinger Seite wirbt man mit der Umgebung des ja oft seiner engen, schmutzigen Gassen wegen gescholtenen Studienorts. So heißt es in einer 1827 erschienenen Denkschrift von Friedrich Steudel, die sich gegen damalige Pläne einer Verlegung des Evangelischen Stifts in eine andere württembergische Stadt wendet: „Auch die Lage des Orts und namentlich die dem Seminarium zugewiesene ist durch den Reiz, welchen die erhabenen Schönheiten der Natur darbieten, ganz ausgezeichnet und für die Erhaltung und Erfrischung der Gesundheit vorzüglich gedeihlich.“

Die Beziehungen zwischen Bremen und Tübingen sind keine Einbahnstraße. Nicht selten bestehen während des Studiums geschlossene Freundschaften weiter, was auch zu Tübinger Besuchen in der Hansestadt führt. So reist zum Beispiel Wilhelm Hauff, 1820 bis 1824 Stifts-Stipendiat und Mitglied der Burschenschaft „Germania“, im August 1826 nach Bremen, um dort Freunde aus der Studienzeit zu treffen. An seinen Bruder Hermann schreibt er „Bremen ist schön“ und lobt „die wohlthuende Sprache“ ihrer Bewohner. Die Wertschätzung ist gegenseitig: Bürgermeister Johann Smidt lädt den jungen Dichter zu

Tisch, man reicht ihn in Pastoren- und Patrizierfamilien herum, er musiziert mit ihren Töchtern, verliebt sich unglücklich, reist nach zehn Tagen wieder ab und hinterlässt seinen hanseatischen Gastgeber „in dankbarer Erinnerung“ seine „Phantasien im Bremer Ratskeller“.

Weit engere und dauerhaftere Bremen-Kontakte als Hauff, der schon 1827 stirbt, pflegt sein etwas älterer Stiftskommilitone Gustav Schwab. 1815 besucht er Georg Treviranus, der es dort bereits zum Pastor gebracht hat, und trifft dort noch andere „alte Freunde“, die mit ihm in Tübingen studiert haben. Nicht nur sie ziehen ihn an die Weser, sondern auch die Empfehlungen eines Bekannten namens Fouqué, der ihm „ganz begeistert von den trefflichen Hanseaten, besonders den Bremern“ berichtet hat. Schwab findet seine Erwartungen erfüllt, wird wie später Hauff von Bremer Honoratioren einschließlich Bürgermeister Smidt freundlichst empfangen und überlegt alsbald, ob er sich hier niederlassen könnte.

Auch wenn er diesen Gedanken dann verwirft, verstetigt sich doch seine Verbindung mit der Hansestadt – und hier kommen meine Bremer Vorfahren ins Spiel. Lucie Meier, Tochter meines Vorfahren Johann Daniel Warneken und Witwe des Übersekaufmanns Caspar Meier, hört einen Freund Schwabs das Lob Stuttgarter Schulen singen, schickt 1823 ihren 13jährigen Sohn Hermann Heinrich dorthin und zieht 1824 selbst für einige Zeit nach Stuttgart. Dort ist der Beinahe-Bremer Gustav Schwab als Pfarrer tätig, und es entwickelt sich eine dauerhafte Freundschaft zwischen dem Ehepaar Schwab und Lucie Meier. Diese schlägt vor, Gustav Schwab jr. zur kaufmännischen Ausbildung ins Meiersche Unternehmen zu schicken. Er wird dann 1848 tatsächlich Kommis in der mit dem Haus Meier-Warneken familiär verbandelten Firma Oelrichs&Krüger, leitet seit 1844 deren

Dependance in New York und wird der Begründer der amerikanischen Familiendynastie Schwab. Der Pfarrerssohn als Großunternehmer – das ist kein Traditionsbruch, sondern eine recht naheliegende und in Württemberg wie in Bremen häufige Folge der inneren Verwandtschaft von Protestantismus und Kapitalismus. Auch Georg Treviranus stammte aus einer Kaufmannsfamilie, und vice versa wollte Hermann Heinrich Meier zuerst Theologie studieren, bevor er dann doch wie sein Vater Kaufmann und Reeder und Gründer des Norddeutschen Lloyd wurde.

Als Meier 1839 von einer Italienreise zurückkehrt, hält er in Gomaringen, wo Gustav Schwab senior seit kurzem die Pfarrei innehat, und nimmt ihn nach Bremen mit, so dass Schwab dort seine Freundin Lucie Meier und seinen Sohn Gustav jr. besuchen kann. In Bremen-Vegesack hat Meier gerade ein Paketschiff für den Atlantikverkehr bauen lassen, die „Pauline“. Der inzwischen nicht nur in Württemberg bekannte Schriftsteller Schwab – 1837 ist der erste Band von „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“ erschienen – verfasst für deren Stapellauf ein Taufgedicht. Der Autor spricht darin als Bremer. Hier zwei der zehn Strophen:

*„Verlaß denn diesen Hafen
Den deutscher Fleiß gebaut!
Fort, Schiff, und in die Weite
Der Welt dich umgeschaut!“
(...)
„Zu unsrer Bremer Ehre,
Zu deiner Herren Glück.
Mit schwerer Ladung scheide,
Mit schwerer komm zurück.“*

Einige Jahre später entsteht eine Schiffs-Verbindung zwischen Tübingen und Bremen, die substantieller ist als bei der „Pauline“. 1847 schreibt Meier

einen Brief an Ludwig Uhland. Er lässt gerade ein neues Segelschiff für den „packet service“ zwischen Bremen und New Orleans bauen – ein stattliches Schiff mit 938 Registertonnen und 44 Metern Länge. Meier bittet Uhland, dies damals größte deutsche Handelsschiff nach ihm benennen zu dürfen. Es ist gut möglich, dass sich die beiden persönlich kannten, denn 1842 hatte Uhland mit seiner Frau Emilie auf einer Nordlandreise, die sie bis nach Kopenhagen bringt, einige Tage in Bremen verbracht. Er traf dabei den damals ja in Meiers Firma arbeitenden Gustav Schwab jr., der mit ihm eine Weserfahrt unternahm. Bei Meiers Vorschlag geht es aber nicht nur um einen Beweis der Freundschaft, auch nicht nur der Verehrung für den Schriftsteller Uhland. Er schreibt: „(W)enn gleich wir Kaufleute uns in unserm vielbewegten Leben nicht so den Musen weihen können, wie manchmal Erziehung und Neigung uns veranlassen würden, so möchten wir persönlich doch gerne einen Beweis geben, wie sehr wir den Dichter und freien deutschen Mann ehren und hochschätzen“. Die Namenwahl hat also eine eindeutig politische Seite. Meier ist nicht nur Bürger einer fürstfreien Hansestadt, er bezeichnet sich als „guter Republikaner“, verehrt Uhland als Gesinnungsgenossen und möchte, dass sein Flaggschiff mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls getauft wird. Uhland reagiert erfreut: „Sie haben mir eine gänzlich überraschende Ehre zudedacht, indem Sie Ihrem neuerbauten Seeschiff meinen Namen mitgeben wollen. Ich meinestheils bin für diesen neuen Ausgezeichneten Beweis der freundschaftlichen Gesinnung Ihnen und Ihren verehrten Associés von Herzen dankbar und kann nur wünschen, daß der Name dem stattlichen Fahrzeuge zur guten Vorbedeutung reichen möge.“ Der Stapellauf ist dann ein großes Volksfest, beflügelt von der Hoffnung auf einen demokratischen Aufbruch in Deutschland. Das Schiff wird Uhlands Namen über 30 Jahre lang in die

Welt tragen.

Es gab nun aber nicht nur Tübingen-Verbindungen meiner Bremer Vorfahren, sondern auch Bremen-Verbindungen der Vorgänger Carl Flammers am Holzmarkt 1. Sie beginnen damit, dass Johann Melchior Kohlmann sich in seiner Studienzeit mit der Kaufmannsfamilie Bossert anfreundet – vielleicht war der Anlass, dass er sich in deren Laden Nachschub für den ihm ausgegangenen „Bremer Tabak“ besorgte. Die Beziehung hält über Jahrzehnte. Ebenso wie die zwischen Kohlmann und seinem Studienkollegen Johann Georg Pressel, der später in Tübingen Dekan und ein einflussreicher Theologe wird. Er zieht 1839 mit seiner Familie ins Dekanatsgebäude Holzmarkt 7. Sie sind gute Freunde der benachbarten Bosserts. Ihre Fernbeziehung zu Bremen pflegen sie im Duett. So schreibt der Dekanssohn Wilhelm Pressel, ebenfalls Theologe, 1844 an die Kohlmanns: „Liebe Hornerfreunde! (...) Da Kaufmann Bossert Euch ein neues württemberg. Gesangbuch sendet, fügen wir die Liturgie bei“. In diesem Jahr besucht Wilhelm Pressel zum bereits zweiten Mal die Hansestadt und bezeichnet sie danach als „meine liebste Stadt im Auslande“.

Schon 1837 hatten Pressels bei Kohlmanns angefragt, ob sie dabei mithelfen könnten, dem damals 17-jährigen Christian Friedrich Bossert eine Anstellung in einem bremischen Handelshaus zu vermitteln. Für den Sohn eines Tübinger Einzelhändlers ist es zweifellos attraktiv, sich bei einem der Großkaufleute in der boomenden Weserstadt mit ihrem – nach Hamburg – zweitgrößten deutschen Handelshafen ausbilden zu lassen. 1844 ist es soweit: Der junge Bossert tritt – wohl als Commis – in ein bremisches Kaufmannskontor ein und bleibt dort bis 1846; dann kehrt er ins väterliche Geschäft nach Tübingen zurück.

Bei welchem bremischen Unternehmen er ge-

arbeitet hat, konnte ich nicht ermitteln. Aber sicherlich beschäftigte er sich mit Importwaren, wie sie die Bosserts verkauften, und man darf annehmen, dass er dabei auch – wie man damals sagte – „den Tabak lernte“, der im bremischen Handel eine große und in diesen Jahren rapid wachsende Rolle spielt. Wurden 1836 rund 21 000 Packen Tabak vor allem aus Westindien und Südamerika importiert, so sind es 1844 bereits 65 000. In der Folge breiten sich in der Stadt Tabak- und Zigarrenmanufakturen aus: Um 1840 sind es etwa 80, in denen man 1841 mehr als 2000 Arbeiter:innen zählt, darunter 67 Kinder bis zu zehn Jahren und 545 zwischen zehn und 15 Jahren. Nicht nur in den Überseegebieten war das Tabakgeschäft mit Ausbeutung verbunden.

Ein Zeuge dieser Entwicklung ist der junge Friedrich Engels, der 1838 bis 1841 – also fast zur selben Zeit wie Gustav Schwab jr. – im Kontor des Leinen- und Großhandelskaufmanns Leupold arbeitet. (Seine Pensionsealtern sind übrigens der ehemalige Stifter Georg Treviranus und dessen Frau.) Engels, der selber viel Zigarre raucht und oft im Ratskeller sitzt, berichtet in einer „Skizze“, die Bremer Kaufleute trafen sich täglich, „um über Kaffee- und Tabakpreise (...) zu sprechen“. Bedenkt man die engen Beziehungen zwischen vielen Bremer Patrizierfamilien, so könnte auch Friedrich Engels unter den Gästen eines Fests gewesen sein, bei dem Tabak ebenfalls ein großes Thema war: nämlich im April 1840 bei der Silberhochzeit meines Urururgroßvaters, des Importkaufmanns Arnold Warneken und seiner Frau Theodore, geborene Meier. Dort gibt es eine Theaterdarbietung:

„Mit einem lustigen Marsche treten ein vier Paare Amerikaner, in der Tracht der Pflanzler von Puer-torico, Domingo, Maryland, Virginien. Die Männer tragen Tabacksbüschel, die Mädchen Silberblumen und Guirlanden, Ihnen folgen Horner Bauern und

Bäuerinnen mit Blumen und Mirtenkränzen.“

Die „Amerikaner“, ganz offenbar blackfaced (die „Horner“ reden von „swarten Been“ und einem „swarten Dübel“), feiern den Jubilar:

*„In weite Ferne ist Dein Ruf gedrungen,
Nach Cuba hin und in's Canasterland;
In Portorico ist Dein Nam' erklingen
Wie an Columbia's entleg'nem Strand.*

*Zu Deinen Füßen legt Domingo's Neger,
Was er geerndtet hat auf heißer Flur;
Er wünscht Dir große Tabacksläger
Und immer gute Coniunctur.*

*Auch im Virginy und Kentucky-Staate,
Woher man Dir die Spinner kommen läßt;
Da zogen alle Pflanzler wir zu Rathe,
Wie Dir zu huld'gen sei zu diesem Fest.*

*Und von Missouri's tabacksreichen Auen
Und aus Ohio und aus Maryland,
Wo wir die feinen gelben Russen bauen,
Sie wir mit frommen Wünschen hergesandt.*

*Dir dem Beschützer von der Tabackspflanze,
Dir wünschen wir ein ferner Wohlergehn;
Noch lange soll in ihrem alten Glanze,
Die Firma Warneken&Sohn bestehn.“
(...)*

Unglaublich, nicht wahr? Ist das Ausdruck einer monströsen Selbstsicherheit, ist das möglicherweise präventive Abwehr von Kritikern der Sklavenhaltung? Auf jeden Fall ist es ein Beleg dafür, dass die Bremer Tabakimporteure die Knaben sind, die an der Quelle sitzen – und wissen, wer diese zum Sprudeln bringt.

Diese Zusammenhänge konnten auf dem Weg zum Zwischenhandel und von dort zum Einzelhan-



Geschäftsanzeige im Tübinger Adressbuch von 1914

del am Tübinger Holzmarkt verblassen, was es etwas leichter machte, die Warennamen „Virginia“ und „Havanna“ nurmehr als Gütezeichen und „Kolonialwaren“ als „Exotika“ und nicht als Hinweis auf eine Geschichte mehrfacher Expropriation zu lesen.

Doch geht es hier natürlich nicht nur um Wissens-, sondern auch um Wissenslücken, gepöppelt von einem vorherrschenden Diskurs, der das Kolonialsystem – zumal das deutsche – verklärte. Die universitäre Lehre spielte dabei auch in Tübingen eine unrühmliche Rolle. Eine konsequent kolonialkritische Haltung vertrat, seit den 1890er Jahren, nur die SPD.



Zeichnung im „Kneipgustl“, einem Album des Arbeitervereins „Turnerbund“ aus dem frühen 20. Jahrhundert. Sie zeigt die Wirtsstube des „Hahnen“. An der Wand erkennt man neben der „Tübinger Chronik“ die „Freie Presse“ und das sozialdemokratische Satireblatt „Der wahre Jakob“.

Im sozialdemokratischen Trefflokal „Hahnen“ in der Marktgasse 15, geführt vom ersten Tübinger SPD-Gemeinderat Josef Lang, hätte man sich in der sozialdemokratischen „Freien Presse“ hierüber informieren können – doch dahin kamen gutbürgerliche Tübinger:innen selten oder nie.

DIE OBERSTADT, NICHT NUR FÜR OBERE

So viel zu Fernbeziehungen, die vom Holzmarkt 1 aus geknüpft wurden. Ein Nahbezug ist bisher unerwähnt geblieben: der zur Tübinger Unterstadt. Was seinen Grund hat: Ich interessierte mich erst spät für deren Bewohner:innen. Und dies, obwohl es sich um unmittelbare Nachbarn handelte. Die Ladentür des Flammerschen Geschäfts öffnete sich zum Holzmarkt hinaus, der Hauseingang zur Langen Gasse hin, die geradewegs in die unterste Unterstadt führte. Meine Blickrichtung jedoch war in meiner Kindheit und Jugend einseitig. Es war eine anezogene Sehschwäche. Meine Mutter, die „Medizinalratswitwe“, sprach es in ihren älteren Jahren – im schon erwähnten Interview mit Benigna Schönhagen – ungeschönt aus: „Der Holzmarkt hat noch zur Oberen Stadt gehört, aber die Collegiumsgasse schon zur Unteren Stadt. Das war kein Verkehr für mich. (...) Wir hatten einen furchtbaren Graddel“. Wobei zur Überwindung dieses Graddels wesentlich beitrug, dass meine Mutter – nachdem ihr 1954 überraschend die Witwenpension gestrichen wurde –, mit ihren 40 Jahren Schreibmaschine und Steno lernte und danach als Sekretärin beim Verlag Mohr Siebeck arbeitete.

Gern wird in der Tübingen-Literatur die Formulierung aus dem Oberamtsbericht von 1867 zitiert, dass zwischen Ober- und Unterstadt „nicht etwa eine chinesische Mauer, sondern ein breites Hochgebirge“ liege. Doch es ist Vorsicht geboten: nicht nur, weil



Der Wäschekorb von Hede Warneken (Foto: BJW)

sich die Verhältnisse bis zu Mitte des 20. Jahrhunderts schon deutlich verändert hatten, sondern auch weil fließende Übergänge existierten und es zudem Diskrepanzen zwischen literarisch gepflegten Klischees sowie zwischen Selbstwahrnehmung und tatsächlichem Alltagshandeln gibt.

Was die Oberstadt angeht, so ist sie nie eine reine Oberklassenstadt gewesen. Stadtadel gab es nicht und wirklich reiche Kaufleute nur ganz wenige. Das zeigt sich deutlich am Hauseigentum. „In der oberen Stadt ein g a n z e s Haus sich zu leisten“, erinnert sich der an der Ecke Neckar-/Bursagasse aufgewachsene, 1861 geborene Theodor von Pistorius, „waren nur die entschieden wohlhabenden Bürger in der Lage.“ Wie sein Vaterhaus seien „die meisten der größeren und vielfach geradezu stattlichen giebeligen Bürgerhäuser der oberen Stadt unter mehrere Besitzer geteilt“. Uni-angehörige machten in den Straßen zwischen Lustnauer Tor und Neckarbrücke auf der einen, Neckarhalde und Marktplatz auf der anderen Seite nur einen Bruchteil der Wohnbevölkerung aus. Eine gewisse Akademikerdichte gab es – seit der Universitätsgründung – in der Münzgasse. 1877 zum Beispiel lebten dort fünf Professoren, ein Universitätsamtmann und

ein Kanzleirat. Aber zunehmend zogen Professoren und Gymnasialprofessoren in lichtere und luftigere Lagen, als sie das Altstadtzentrum zu bieten hat. Da ist vor allem die Neckarhalde, von Maria Gräfin von Linden, der erster Studentin Württembergs, als „das schöne Nizza von Tübingen“ bezeichnet. 1909 war sie mit 13 Professoren und mehreren höheren Beamten die ‚akademischste‘ Straße der Stadt, gefolgt von der Gartenstraße mit acht Ordinarien. Auch andere der Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts erbauten Häuser etwa in der Hölderlin- und Wilhelmstraße und südlich des Neckars in der Uhland- und Karlstraße waren bei Akademikern und wohlhabenden Bürgerfamilien beliebt. Ebenso die Wohnquartiere am Österberg und auf der Waldhäuser Höhe – wohin sich, wie in meiner Familie erzählt wurde, Professorengattinnen öfters kleinste Bestellungen wie ein Viertelpfund Butter oder ein halbes Pfund Zucker hinaufbringen ließen.

Die Straßen um die Stiftskirche herum dagegen wiesen eine relativ breite soziale Mischung auf. Zu ihrem „oberstädtischen“ Flair trug bei, dass man hier im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert neben einigen Universitätsangehörigen und etlichen städtischen und kirchlichen Beamten zahlreiche renommierte Geschäftsleute vorfand. Im Adressbuch des Jahres 1909 – also als mein Großvater den Holzmarkt 1 übernahm – sind hier unter anderem mehrere Hoflieferanten verzeichnet: ein Feinkostladen, die Feinbäckerei meines Urgroßvaters Albert Flammer in der Pflegehofstraße, ein Hofuhrenmacher, ein Juwelier, ein Optiker, ein Möbel- und Dekorationshaus, eine Musikalienhandlung, ein Fotoatelier, Buchhandlungen, Cafés, Hotels. Dieses Angebot war natürlich nicht zuletzt auf akademische und jungakademische Kunden ausgerichtet, welche die auch nach der Erbauung der Neuen Aula in der Wilhelmstraße noch zahlreichen universitären Einrichtungen um die

Stiftskirche herum frequentierten. Gleichzeitig waren in der alten Oberstadt kleine und mittlere Handwerksbetriebe angesiedelt – vor allem in der Neckargasse, der Kirchgasse, aber auch der Münzgasse. Es waren unter anderem Schneider, Drechsler, Flaschner, Schreiner, Schuhmacher, dazu zwei Seifensiedereien mit den entsprechenden Emissionen. Und man traf auf eine spezielle Tübinger Mischung. So beherbergte der Pflegehof im Erdgeschoss eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Skulpturen und rechts und links davon die Gärbottiche einer Schnapsbrennerei; im ersten Stock befand sich ein studentischer Fechtboden und im Stock darüber ein Hopfenlager. „Das Klassische und das Profane lagen in Tübingen immer dicht beieinander“, schreibt dazu der 1887 hier geborene Bildhauer Richard Knecht. Ein ähnliches Neben- und Übereinander gab es in den großen Bürgerhäusern des Viertels. Da wohnten dann zum Beispiel in der Beletage eines Hauses im Neckarbad ein Privatier und darüber ein Wagenwärter und ein Tagelöhner; am Holzmarkt und in der Pflegehofstraße hausten in den Ober- und Dachgeschossen ebenfalls etliche Lohnarbeiter und Lohnarbeiterinnen.

Inwieweit sich dabei nähere intersoziale Beziehungen ergaben, muss hier dahingestellt bleiben. Das gilt auch für die ‚Gastarbeiterinnen‘ aus der Unterstadt, die als Wäscherinnen oder Näherinnen in die gutbürgerlichen Häuser kamen. Einen Hinweis darauf, dass diese Beziehungen sehr unterschiedlich ausfielen, enthält das „sozialstatistische Kleinemalé“ über das „Nährkele“ (dieses bleibt bis auf den Vornamen Friederike anonym), welches der Sozialwissenschaftler Gottlieb Schnapper-Arndt 1906 publizierte. Ihm zufolge war sie eine von nicht weniger als 74 Näherinnen, die 1882 in Tübingen tätig waren. „Das Rikele“, schreibt er, „teilte seine Kunden in Professoren und ‚Bürgersleute‘ ein. Bei diesen gab’s Suppe, Gemüse und Fleisch, dort zuweilen auch noch Braten. Bei

diesen aß sie am Tisch mit, bei jenen besonders für sich!“ Bei einer speziellen Sorte von Dienstleistern im und am Haus fiel die Kommunikation mit der bürgerlichen Kundschaft noch minimaler aus. Dazu ein „Gögenwitz“, den man wenn auch nicht dokumentarisch, so doch realistisch nennen darf:

„Bei einer öffentlichen Feier kommt neben einem berühmten Professor ein Gog zu sitzen, der aufs freundlichste grüßt, und als ein Toast ausgebracht wird, dem Professor Smollis (Brüderschaft trinken, d.V.) anträgt. Dieser: ‚Aber ich kenne Sie bis jetzt gar nicht.‘ Der Gog: ‚Jesses, wenn mer eim seit 14 Jahr s‘ Sch...häusle leert.“

TÜBINGEN/AMMER

Von einer „Unterstadt“ spricht man vielerorts, und oft verbindet sich dabei mit der geographischen eine gesellschaftliche Verortung. Ein freundlicherer und ein wirklicher Eigenname wäre in unserem Fall „Tübingen an der Ammer“. Wobei sich sofort die Frage stellt: Wo verläuft die Grenze zu „Tübingen am Neckar“? Die Meinungen hierüber variieren, nicht zuletzt mit der eigenen sozialen Position. Es gibt da von Distinktionsinteressen beeinflusste Markierungen wie die vorher zitierte meiner Mutter, für die „das andere Tübingen“ schon in der nächsten Querstraße unterm Holzmarkt, der Collegiumsgasse, begann. Die gängige, um nicht zu sagen offizielle Definition der Unterstadt ist enger und platziert sie zwischen Langer Gasse, Ammergasse und Keltternstraße. Nimmt man die Situation von Mitte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhundert, auf die sich diese Darstellung ja konzentriert, findet man die ärmere arbeitende Bevölkerung, meist schlecht gestellte Weingärtner, dazu Tagelöhner und andere Lohnarbeiter:innen westlich der Langen Gasse: in der unteren Haagasse, der Ammergasse,

Am kleinen Ämmerle, in der Juden-, Hohentwiel- und Madergasse, der Bach- und Lazarettgasse. In der Kornhausstraße, der Collegiumsgasse, in der Langen Gasse und östlich davon, in der Hafengasse und Metzgergasse, häufen sich Handwerksbetriebe und Ladengeschäfte. Dazu kommen zunehmend Unternehmen, deren guter Ruf Kundschaft aus der Oberstadt anlockt, in der Langen Gasse zum Beispiel der Lederwarenladen von Adolf Schott (der auch Gemeinderat war), die Spezereien- und Pfeifenhandlung von Karl Elias Schott, der Textilladen von Louis Schott und etwas später das Uhren- und Juweliergeschäft von Otto Schott.

Ins Kerngebiet der Unterstadt, so legen es Zeitzeugnisse nahe, begeben sich gutbürgerliche Tübinger:innen nur selten. Es sei denn, sie durchqueren es als kürzeste Verbindung zwischen Weststadt und Altstadt, so wie der Buchhändlerlehrling Hermann Hesse, der in der Herrenberger Straße 28 wohnte und bei Heckenhauer im Holzmarkt 5 arbeitete. Er notiert 1895: „Diese Raupen (alias Gägen) sind ein horribles Geschlecht, schmutzig und vierschrotig, und gegenwärtig voll neuen Weins. Ihr Schwäbisch ist echt und faustdick und gemahnt ans Slowakische. Mein Weg führt gerade durchs ärgste Räuberviertel, und ich betrachte, je nachdem, mit Lachen oder Mitleiden die versoffenen Männer, die mageren, schlampigen Frauen und die schmutzigen frechen Kinder.“

Hier ist, gewiss, Borniertheit am Werk, die dem ‚Menschenschlag‘ zuschreibt, was Armutfolgen sind. Diese allerdings sind in der Tat nicht schönzureden, ebenso wenig wie der Schmutz, auf den Hesses Schilderung gleich zweimal zu sprechen kommt, auch hier freilich nur schmutzige Leute und nicht eine schmutzige Umwelt erwähnend. Diese war in der Unterstadt an allen Ecken sicht- und riechbar. Für viele Weingärtner warf der Weinbau zu wenig ab, sie waren



In der Langen Gasse, 1907. (Foto: Metz; Familienarchiv)

auf Tier- und Kleintierhaltung angewiesen. Vor den Türen standen also Misthaufen, auf den Gassen tummelten sich Gänse und Hühner, hinzu kam das Sammeln von „Abtrittdünger“ in den Häusern, der dann mit Butten auf die Äcker und Weingärten hinausgetragen wurde. Es ist nicht verwunderlich, wenn auf ein solches Flair über bloßes Naserümpfen hinaus mit Angst vor Ansteckungen reagiert wurde. Als 1892 in Hamburg die Cholera wütete, kam diese Befürchtung auch in Tübingen noch einmal auf.

Langsam ändern sich jedoch die Verhältnisse in der Unterstadt – und das oberstädtische Verhältnis zu ihr, zumindest in einigem und bei einigen. In den

1890er Jahren erhält sie endlich eine Kanalisation und die Hygieneregeln werden Schritt für Schritt erweitert, was nicht zuletzt deshalb greift, weil Land- und Tierwirtschaft stetig zurückgehen. Aus Weingärtnern werden mehr und mehr Eisenbahner, Postangestellte, Fuhrleute, städtische Arbeiter. Gleichzeitig ist eine Veränderung der öffentlichen Meinung zu beobachten. In Reaktion auf die Industrialisierung in Deutschland entwickelt sich ein Interesse an der „zivilisationsgefährdeten“ Volkskultur, das die Sicht auf die „Gôgen“ beeinflusst. Ein Beispiel dafür: Als 1916 die „Gogowitz“ erstmals gedruckt werden – noch schamvoll unter anonymer Herausgeberschaft –, erinnert der Stuttgarter Archivar Bauser deren Protagonisten zu einer „der Heimatscholle anhängenden und den alten Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten treugebliebenen Urbevölkerung“.

Und man trifft nun sogar auf äußerst freundliche Einschätzungen der Unterstadt. In der Einleitung zu einem 1913 erschienenen Bildbändchen „Alt-Tübingen“ schreibt Mitherausgeber Martin Lang: „Reizvoll ist ein Gang durch die Gôgei, die untere Stadt, besonders wenn man sich die Muße nimmt, auch mit den Leuten zu reden, etwa in eine Haustür, in eine Scheune oder Werkstatt zu treten und mit den drin Hantierenden ein paar Worte zu wechseln. Die Altbürger Tübingens sind nicht alle so unzugänglich und wortkarg, wie sie dafür gelten“. Und statt von Schmutz ist von Blumenschmuck die Rede: „Kaum ein Haus, das nicht seinen Flor besäße, sein Fenstergärtchen.“ Wenngleich man diese Sichtweise nicht als die neue Mehrheitsmeinung bewerten sollte: Sie nimmt einen Trend vorweg, der die Unterstadt im Lauf des 20. Jahrhunderts statt zur kulturellen Ödnis zum kulturellen Kleinod erklärt – nicht zuletzt wegen erhalten gebliebener ehemaliger Weingärtnerhäuser.

NAHE FERNE

In meiner Kinderzeit kam ich natürlich viel in der Altstadt herum, kaum jedoch in der eigentlichen Unterstadt. Damit reihte ich mich in eine Tradition ein, die der Tübinger Zeichenlehrer Wilhelm Lange 1926 in den „Tübinger Blättern“ schildert: „Es (ist) merkwürdig, daß viele Tübinger die untere Stadt nicht einmal kennen. Kommt es doch manchmal vor, daß Schulkinder, die dorthin geführt werden, ausrufen: ‚Hie finde ich mich nicht mehr zurecht, da könnte man mich gerade so gut nach Amerika führen.‘“ Vertraut waren mir nur einige nahegelegene Läden der Langen, der Hafen- und der Collegiumsgasse. Ich erinnere den Bäcker Merkh, der – aus der Tiefe seiner Backstube hervorkommend – im Unterhemd bediente, und an den schon alten „Zückerles-Schott“, der mit langen gelben Fingernägeln Bonbons aus großen Glaskugeln herauskratzte. Die Bilder verweisen auf den Betrachter zurück, einen zu Reinlich- und Ordentlichsein erzogenen Jungen. Als einmal der Nikolaus zu uns kam und seinen Sack auf den Teppich im Wohnzimmer ausschüttete, rügte ich: „Das darfst bei uns aber net!“

Bekannte oder gar Freunde aus den Straßen zwischen Holzmarkt und Ammer hatte ich nicht. Vom Kindergarten auf dem Frondsberg, wo auch Sprösslinge aus der Unterstadt betreut werden, brachte ich zwar, wie meine Mutter einmal besorgt notiert, „derbe Ausdrücke“ nachhause, aber keine Spielkameraden aus ‚unterbürgerlichen‘ Schichten. Zu den Kindern, die sich auf den noch autoarmen Gassen vergnügen, gesellte ich mich nur selten. Viel Zeit verbrachte ich dagegen damit, in unserem großen Treppenhaus einen Fußball so die Stufen hinaufzुकicken, dass er auf dem jeweils nächsten Treppenabsatz liegenblieb und nicht wieder zu mir herunterkugelte. Auch das Federballspielen im Freien praktizierte ich häufig alleine:



Blick in die Lange Gasse; links der Hauseingang von Holzmarkt 1; 1950er Jahre (Foto: Albrecht Faber; Stadtarchiv Tübingen)

Ich übe mich darin, den gefiederten Ball möglichst oft ununterbrochen in die Höhe zu treiben (Rekord: um die 600 mal; ich habe das mithin sehr oft geübt).

Das klingt nun ein wenig nach dem Einzelkind, dem man den Seufzer in den Mund legte: „Ich wollte, ich wäre zwei kleine Hunde, dann könnte ich miteinander spielen“. Aber ich glaube, ich fühlte mich in diesen Stunden der Einsamkeit und Freiheit recht wohl, zumal diese durch häufige, mir scheint: fast tägliche Besuche bei meinem Freund Wolfgang unterbrochen wurden, wo wir uns im großen Dekanatsgarten am Neckar vergnügten. Selten mit Jungs aus

der Nachbarschaft; meist war uns unsere Gesellschaft genug. Exemplarisch die unterschiedliche Art und Weise, in welcher der in der Bachgasse aufgewachsene Gerd Weimer, der spätere SPD-Politiker, 1956 die Olympischen Spiele in Melbourne und wir beiden, drei Jahre älter als er, 1952 die Spiele in Helsinki nachahmten. Seine Clique veranstaltete Kugelstoßen und Hochsprung an der Johanneskirche und Wettläufe in Bachgasse, Froschgasse und Langer Gasse. Wolfgang und ich dagegen machten den Dekanatsgarten zu unserem privaten Olympiastadion – gestört nur einmal durch den Entsetzensruf der Pfarrfrau, weil wir im Rasen eine kleine Weitsprunggrube ausgehoben hatten.

Auch durch die Schule kam ich aus meinem Milieu nicht heraus. Ich hatte zwar einige Mitschüler:innen aus Bauern- und Arbeiterfamilien, doch außerhalb der Schulzeit keinen Kontakt zu ihnen. Weder besuchte ich sie jemals in ihrem Dorf oder in der Tübinger Südstadt noch kamen sie zu mir an den Holzmarkt. Doch eine halbe Ausnahme gab es: Zu meinen Freunden zählte Hermann, Sohn eines Kleinbauern und einer Dorfschullehrerin aus der Nähe von Herrenberg, der bei seiner Tante in der nahen Neckargasse wohnte. Er kam dann zusammen mit mir aufs Gymnasium, wo unsere Klasse ansonsten nur aus Kindern der Mittel- und Oberschicht, darunter mehreren aus Pfarrers- und Professorenfamilien bestand. Der Freundschaft mit Hermann verdanke ich die erste nähere Bekanntschaft mit einem gänzlich anderen sozialen Umfeld. 1956 luden seine Eltern mich ein, die Osterferien zusammen mit ihm auf ihrem Bauernhof zu verbringen. Das wurde zu einem eindrucksvollen Erlebnis, das mir ziemlich zu schaffen machte.

Es ging dabei auch ums Schaffen im ganz handfesten Sinn. Werktags wurden wir schon zwischen vier und fünf Uhr geweckt, danach stand Feldarbeit

an. Ich habe in lebhafter Erinnerung (wobei „lebhaft“ kein Beweis für Zuverlässigkeit ist), wie wir im Ackerboden kniend Rübensamen eingruben. Zur Belohnung durfte ich auf dem Gaul reiten, ohne Sattel, weshalb ich etwas ängstlich auf den unter mir mahelnden Rückenknöchel herumschwankte. Auf andere Weise verunsichert war ich durch den herben Ton, der zwischen „Vater Georg“ und „Mutter Berta“ herrschte; ich deutete das als Streit, was aber wahrscheinlich ein kulturelles Missverständnis war. Spielsachen gab es kaum, und so fand man Hermann und mich oft bei einem großen Erdhaufen vor dem Haus, in den wir kleine Tunnel bohrten. Süßigkeiten, die ich in Tübingen in ziemlichen Mengen genoss, standen bei meinen Gastgebern nicht auf dem Speiseplan. In diese Richtung ging lediglich ein Schälchen mit dünnflüssigem, leicht gezuckertem Quark, das sonntags spendiert wurde. Vor allem aber zeichnete sich der Sonntag durch den Kirchgang aus. Welch ein Kontrast: die kleinen, niedrigen, dunklen Zimmer des Kleinbauernhauses und die große, hohe, erleuchtete Kirchenhalle.

Eine andere Qualität dieser Kirchgänge wurde mir erst viele Jahre später bewusst, durch meine Arbeit am Ludwig-Uhland-Institut. Bei den dortigen Diskussionen über bäuerliche und arbeiterbäuerliche Kultur kam mir das Bild wieder vor Augen, wie Mutter Berta in der Dorfkirche mit gefalteten Händen neben mir saß. Ich sah die Bedeutung dieser Bethaltung nun neu: Musste es nicht ein himmlisches Gefühl für diese Frau gewesen sein, ihren Arbeitsalltag vor der Kirchentür zurückzulassen und einmal kein perpetuum mobile sein zu müssen, sondern das „Und reget ohn‘ Ende/Die fleißigen Hände“, das Schiller der „züchtigen Hausfrau“ zuspricht und zumutet, eine Zeit lang außer Kraft zu setzen?

IN ZWEI WELTEN

So freundlich mich Hermanns Familie aufgenommen hatte – die mich auch nie, was ja nahegelegen hätte, als verwöhntes Stadtkind verspottete (wenn doch, hätte ich das wohl kaum vergessen): Ich kehrte gerne wieder ins großelterliche Haus und seine Bequemlichkeiten zurück. In das eigene Zimmer, in das Esszimmer, wo ich – von gelegentlichen Einkaufsgängen abgesehen ohne viel eigenes Zutun – bestens gepflegt wurde, in das Wohnzimmer mit dem Flügel, auf dem ich nachmittags ungestört Sonaten üben und aktuelle Schlager nachspielen und nachsingen konnte.



Zuhause am Flügel, 1961 (Familienarchiv)

Und auch seiner Lage wegen war der Holzmarkt 1 für mich komfortabel: Zur Grundschule, die in einer Baracke am heutigen Busbahnhof lag, waren es nur sieben, acht Minuten zu Fuß. Ebenso zum Gymnasium in der Uhlandstraße, das ich bei etwas spätem Start in sechs Minuten erreichen konnte. Als ich dann auf die Universität wechselte, war zur geistigen Fortentwicklung ebenfalls kaum Fortbewegung nötig. Zu den Philosophie-Vorlesungen in der Alten Aula war es ein Katzensprung, und auch für den Weg zur Neuen Aula und dem Hegelbau in der Wilhelmstraße, wo die Lehrveranstaltungen in Geschichte und Germanistik stattfanden, lohnte es sich kaum, das Fahrrad zu besteigen.

Das änderte sich nicht, als ich mich in der Studentenschaft und der beginnenden Studentenbewegung zu engagieren begann. Auch da folgte ich der klassischen, von Seneca stammenden Verteidigung des Verhocktseins: Umdenken, nicht umziehen tut not. Den ja meist an unserem Haus vorbei zum Marktplatz führenden studentischen Demonstrationen konnte ich mich spontan auch in Hausschuhen anschließen. Und nur einige Schritte entfernt, im Pflegehof, lag eine der Brutstätten dieser Proteste, die Redaktion der Studentenzeitung „Notizen“. Sie hatte schon 1964, unter ihrem Chefredakteur Hermann L. Gremliza, die Ruhe durch das Anprangern der unaufgearbeiteten NS-Geschichte der Universität gestört und viele Themen und Thesen der 1968er-Bewegung vorweggenommen. Im Herbst 1965 übertrug der Tübinger AStA mutigerweise mir, einem Jungspund und Greenhorn, die Leitung der Redaktion, und so pendelte ich nun, man kann schon sagen: zwischen zwei Welten, die nur zwei Minuten voneinander entfernt waren. In den „Notizen“ diskutierten und propagierten die Redakteure Günter Maschke und Claus Peter Adams sowie die Redakteurin Katrin Pallowski die Schriften von Ernst Bloch, Herbert Marcuse, Theodor W. Adorno, die bald auch zu meinen Leitfiguren gehörten, und

berieten über subversive Aktionen. Zuhause war ich nach wie vor der wohlgezogene Sohn, der sich in unserem Wohnzimmer an manchem Sonntagnachmittag zu den Honorator:innen aus der Universität und der Tübinger Geschäftswelt gesellte, mit denen unsere Familie befreundet war.

Es wäre übertrieben, hier von einem Doppelleben zu sprechen, aber immerhin hielt ich es für angebracht, meine Artikel in der Studentenzeitung unter einem Pseudonym, einem – hier passt der Ausdruck gut – *nom de guerre* erscheinen zu lassen. So stand zum Beispiel unter meinem triumphierenden Bericht über eine massiv gestörte Wahlkundgebung von Ludwig Erhard, der „Dem Bauch des Volkes mitten ins Herz“ betitelt war, nicht „BJW“, sondern „HaH“. Und auch mein Kommentar zum Wahlsieg Erhards über Willy Brandt („Die Wahlen endeten nicht Kopf an Kopf, sondern Kopf an Wasserkopf“) war mit diesem kryptischen Kürzel unterzeichnet. Es stand für „Hans Heinrich“, die beiden Vornamen meines 20 Jahre zuvor verstorbenen Vaters. (Ich glaube, ich wollte damit meiner immer noch von ihm schwärmenden Mutter eine heimliche Reverenz erweisen.) Im Impressum des darauf folgenden „Notizen“-Heftes beendete ich allerdings, mutiger geworden, das Versteckspiel durch die Namensangabe „B.J. Ha.H. Warneken“.

Ähnlich oft wie die Notizen-Redaktion suchte ich damals eine Gaststätte auf, die unter ihrem Dach zwei ebenfalls gegensätzlichen Kulturen beherbergte: die Weinstube Rebstock in der Ammergasse 12, das „Rebstöckle“. In dessen Nebenzimmer traf sich der SHB, der Sozialdemokratische Hochschulbund, dem ich bald nach Studienbeginn beigetreten war. Unsere Gruppe machte die schnelle Linksentwicklung der Studentenpolitik mit: Neben den „AK Godesberger Programm“ trat bald ein „AK Ferdinand Lassalle“, wir luden prominente Politiker wie Harry Ristock,

den Linksaußen der Berliner SPD, oder den griechisch-französischen Marxisten Kostas Axelos zu Vorträgen ins Rebstockzimmer ein. Viele Mitglieder, auch ich, rückten weg von der SPD und näher an den SDS heran. Nach unseren Sitzungen zogen wir oft in den Wirtshaussaal um, mischten uns unter die alt-tübinger Senioren, die Unterstadtjugend, die Korporierten, die dort heimisch waren, erfreuten uns wie sie am preiswerten Rotwein („Dürkheimer Feuerberg“, das Viertele zu 75 Pfennig) und übernahmen das im Lokal gepflogene Ritual, eine „Liesl“, einen großen Bierkelch, in der Gruppe kreisen zu lassen. Obwohl man durchaus etwas von dem mitbekam, was an den anderen Tischen gesprochen wurde, blieb die Koexistenz friedlich, als die politischen Konflikte draußen schärfer wurden, und unser Verhältnis zu Gastwirt Dattler ausgesprochen freundlich. Das war nicht untypisch. Dass viele Aktivist:innen und Anhänger:innen der Studentenbewegung zugleich gute Kunden der Tübinger Wirtshäuser und Läden waren und als Mieter- und Untermieter:innen bei Tübinger Bürger:innen wohnten, stand einem völligen Zusammenbruch der Beziehungen entgegen.

Sooft wir auch damals in der Unterstadt einkehrten: Ein wirkliches Interesse für Leben und Denken ihrer Bewohner:innen ergab sich daraus nicht. Das entwickelte sich erst mit meiner Arbeit am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft: spätes Nachsitzen eines Holzmarktkindes.

UNTERSTADT, ZUM ZWEITEN

Lange Zeit hatte die Literatur über Tübingen am Neckar das Tübingen an der Ammer höchstens einiger Seitenblicke gewürdigt. Das änderte sich, als zum Stadtjubiläum 1978 das Buch „Das andere Tübingen“ erschien, das Studierende des Ludwig-Uhland-Ins-

tituts unter der Leitung von Martin Scharfe erarbeitet hatten. Die Lebens- und Denkweise, das stille Resignieren und das laute Rebellieren der Unterstädter:innen wurde hier endlich ausführlich, quellengesättigt und anschaulich geschildert. Dieses Forschungsprojekt meiner Kolleg:innen beflügelte mein Interesse an der Stadt- und auch der Unterstadtdgeschichte.

Einen ersten Anstoß hatte schon Mitte der 1960er Jahre ein Glücksfund gegeben, den ich auf unserem Dachboden machte: die „Tübinger Chronik“ der Monate Juni bis Dezember 1848. Die Ausgaben der Lokalzeitung von ihrer Gründung 1845 bis in die Gegenwart waren zwar im Stadtarchiv, im Universitätsarchiv und im Archiv des Schwäbischen Tagblatts gesammelt worden. Aber überall fehlte als einziger der Jahrgang 1848. Es ist zwar nicht ausgeschlossen, dass hier gleich drei am Revolutionsjahr interessierte Diebe zugange waren; aber naheliegender scheint mir, dass dieses Dokument eines demokratischen Aufbruchs irgendwann peinlich geworden war und entsorgt wurde. Stand doch sein Herausgeber und Redakteur Ernst Riecker auf dem linken Flügel der 1848er-Bewegung, agitierte unverhohlen für die Republik und äußerte sich frisch, fröhlich, frech und frei über Monarchen und Monarchisten. (Beispiel: „In Berlin sind bereits gegen 1300 Menschen an der Cholera gestorben. Der König von Preußen ist nicht daran gestorben.“) Und die Zeitung dokumentiert, wie verbreitet revolutionäre Bestrebungen in der Stadt waren. So notiert sie zu Friedrich Hecker, der nach seinem Aufstandsversuch in Baden außer Landes geflohen ist: „In Freiburg wurde ein Mann verhaftet, weil er den Hecker hoch leben ließ! Da müsste man bei uns Viele verhaften“. Eine von dem Konditor Reichmann gezeichnete Anzeige belegt diese Hecker-Verehrung: „Das wohlgetroffene Bild Heckers ist bei mir in Zucker modelliert zum Preise von 9 Kreuzern und 30 Kreuzern zu haben.“ Und als

nach der Niederschlagung der Wiener Revolution der dorthin geeilte Abgeordnete Robert Blum stand- und unrechtlich hingerichtet wird, veröffentlicht die „Tübinger Chronik“ lange Listen von Tübingern, die für die Hinterbliebenen Blums Geld gespendet haben.

Womit ich wieder bei einem Stück Familiengeschichte wäre: Zu meiner Genugtuung entdeckte ich in diesen Listen zweimal den Namen Flammer. Und, ich weiß nicht mehr wann, in einem unserer vielen alten Schränke ein handbemaltes Mahagoni-Kästchen. Es zeigt Friedrich Hecker, erkennbar am „Heckerhut“, der vor einer unter einem Baum sitzenden Gruppe, wohl einer Bauernfamilie, steht und die Hand zum Schwur erhoben hat. An der Seite des Kästchens ist zu lesen: „Dr. Friedrich Hecker. ‚So wahr Gott lebt, ihr sollt Alle glücklich werden!‘“ Warum die Flammers es über wechselvolle Zeiten hinweg aufbewahrten, weiß ich nicht; jedenfalls rechne ich es ihnen hoch an, dass sie dies anschauliche Zeugnis von Revolutionsbegeisterung nicht beseitigt oder weggegeben haben.



Hecker-Kästchen aus Mahagoni; um 1848 (Familienarchiv)

Die Tübinger Chronik von 1848 animierte mich zu einer „dokumentarischen Revue“, die 1978 zum Stadtjubiläum im „Club Voltaire“ aufgeführt wurde. (Auf der Bühne standen der Komiker Uli Keuler, der Kabarettist Rolf Linnemann und Hans Helmut Straub vom Landestheater, am Klavier saß Harald Schwaderer.) Dabei wurden auch Meldungen der „Chronik“ über den Anfang der Tübinger Arbeiterbewegung rezitiert: Am 27. Juni 1848 war da zu lesen, dass sich am Ort ein Arbeiterbildungsverein gegründet habe – wobei damals mit „Arbeitern“ nicht Industriearbeiter, sondern vor allem Handwerksgesellen gemeint waren. Vorsitzender des Vereins war der erst 19-jährige Ernst Simon. Er arbeitete als Setzergehilfe bei der Chronik (und hängte, eine Gepflogenheit des berühmten „Säzzers“ aus den Anfängen der „taz“ vorwegnehmend, ab und zu einen Artikel einen mit „Der Setzer“ gezeichneten Kommentarsatz an). Mitglieder des Arbeitervereins zogen, zusammen mit etlichen Studenten, 1849 zum Kampf gegen die preußischen Interventionstruppen nach Baden. Simon war der einzige Tübinger, der das nicht überlebte: Er starb an einer Verwundung, die er bei einem Gefecht nahe Weinheim erlitten hatte. Heute ist eine Straße in der Tübinger Südstadt nach ihm benannt.

Im Buch „Das andere Tübingen“, das schon auf die Tübinger Chronik von 1848 zurückgreifen konnte, ist dieser Beginn der örtlichen Arbeiterbewegung geschildert, doch nicht deren weitere Entwicklung. Und auch niemand sonst hatte sich bis dahin näher mit der Geschichte der Tübinger Arbeitervereine, Arbeiterparteien und Gewerkschaften befasst. Für ein außeruniversitäres Forschungsprojekt, das in diese Lücke stoßen sollte, fanden meine Frau Katrin Pallowski, die sich schon länger mit Arbeiterkultur beschäftigt hatte, und ich in Hartmut Boger, Erich Holzwarth, Hans-Joachim Lang und Volker Sobottke engagierte studentische Alliierte. Das erste Ergebnis

unserer Recherchen war 1978 eine vom DGB-Kreisverband unterstützte Ausstellung, die sich gegenüber dem Holzmarkt 1 postierte, das zweite die Publikation „Arbeitertübingen. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in einer Universitätsstadt“.



Ausstellung zur Geschichte der Tübinger Arbeiterbewegung am Holzmarkt (links: BJW); 1978. (Familienarchiv)

Das Projekt, für das wir auch Zeitzeug:innen interviewten, brachte uns in Kontakt zu Veteranen von Tübinger Arbeiterorganisationen. Wir erfuhren dabei nicht nur Ungeschriebenes und Unbekanntes über deren einstige Rolle in der Lokalpolitik, sondern erlebten etwas für uns Ungewohntes: nämlich in kernigem Schwäbisch daherkommendes sozialistisches Vokabular. Besonders eindrücklich war für mich die Begegnung mit Wilhelm Auch-Schwelk. Er wohnte zu dieser Zeit nur zwei Häuser unterhalb von Holzmarkt 1 in der Langen Gasse. Er war Drucker und Gewerkschafter gewesen und hütete einen Schatz, den schon erwähnten „Kneipgustl“ mit humoristischen Texten und Zeichnungen aus dem Alltags- und Feierleben Tübinger Drucker – eines der wenigen Zeugnisse des Innenlebens der Tübinger Arbeiterbewegung in der späten Kaiserzeit. Ich kannte unseren Nachbarn Auch-Schwelk bis dahin nicht, er jedoch

wusste einiges über die Flammersche Familie, das mir neu war. Als Mitglied des sozialdemokratischen Wehr- oder besser Gegenwehrverbands „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ erinnerte er sich gut an meinen Onkel, der auf der Gegenseite aktiv war. Er erzählte mir unter anderem von einer SPD-Kundgebung auf dem Marktplatz, bei der dieser Onkel und seine Kameraden den Redner vom Dach eines Hauses herunter durch ihr Gebrüll übertönt hätten. Es handelt sich dabei höchstwahrscheinlich um den legendären Marktplatz-Auftritt des damaligen Reichstagsabgeordneten Kurt Schumacher am 27. Februar 1933, dem Tag des Reichstagsbrands. Es war die letzte öffentliche Tübinger Manifestation gegen Hitlers Kanzlerschaft. Sie wurde wegen massiver Störungen vorzeitig abgebrochen.

Die Störtrupps stammten nicht zuletzt aus der Studentenschaft, die ja (nicht nur) in Tübingen bei der „nationalen Erhebung“ eine führende Rolle spielte. Die schlechte Gesellschaft, in der sich mein Onkel bewegte, war mehrheitlich die gute Gesellschaft der Universitätsstadt. Deren Unterstadt gab bei den letzten freien Wahlen im November 1932 den linken und liberalen Parteien weit mehr Stimmen als der NSDAP, die in der Oberstadt vorne lag. Im oberstädtischen Wahllokal „Oberrealschule“ zum Beispiel kamen die rechtsradikalen Parteien NSDAP und DNVP auf 59 Prozent, im unterstädtischen Wahllokal „Gewerbeschule“ nur auf 32 Prozent. Bei der politischen Bildung hatte sich also das vielbeschworene Bildungsgefälle zwischen Ober- und Unterstadt umgedreht.

Auch manche Gassen und Häuser der Unterstadt sah ich durch die Projektrecherchen in neuem Licht. Ich erfuhr, dass die Bachgasse einst „Stalinallee“ genannt wurde, weil dort von der Weimarer bis zur Nachkriegszeit etliche Kommunisten ansässig waren – so etwa Christian Holder, den ich aus meiner

Kinderzeit als seine Ware ausschellenden Milchwagenfahrer kannte. Und die Häuschen in der kleinen Hohentwielgasse verband ich nun nicht mehr nur mit Weingärtner- und Gôgenfolklore, sondern auch mit einer Widerstandsgruppe, die dort in der Nazizeit heimlich zusammenkam.

Einen anderen Blick gewann ich auch auf Gebäude, die mir seit meiner Kindheit vertraut waren. So fanden wir heraus, dass im Kornhaus, damals Rote-Kreuz-Station, heute Sitz des Stadtmuseums, schon vor dem Ersten Weltkrieg bis in die 1920er Jahre hinein „Volksunterrichtskurse“ stattgefunden hatten: Veranstaltungen zur Arbeiterbildung, getragen von einer „interkorporativen Vereinigung von Studierenden“ (ja, „Studierenden“: dies Wort gabs schon damals) in Kooperation mit Tübinger und Reutlinger Gewerkschaften. Vermerkwürdigend dabei, dass 1911 unter den 42 Vereinsmitgliedern acht Studentinnen nachweisbar sind; immatrikuliert waren im Wintersemester 1910/11 36 Frauen. Diese Kurse, die in Tübingen und Reutlingen abgehalten wurden, besuchten 1910/11 immerhin 411 Hörer:innen. Unterrichtet wurden „Deutsch in drei Stufen“, vom Recht- und Schönschreiben über Aufsatzlehre bis zur Lektüre literarischer Werke, „Rechnen in zwei Stufen“, Buchführung, Stenographie, Geographie, Französisch und Englisch sowie griechische und hebräische Schrift für Schriftsetzer. Hinzu kamen Veranstaltungen zur politischen und kulturellen Bildung.

Der studentische Bildungsverein stand dem sozial- und nationalliberalen Programm Friedrich Naumanns nahe, doch auch der „Kathedersozialist“ Robert Wilbrandt hielt dort immer wieder Vorträge. Wilbrandt, 1909 auf den Lehrstuhl für Nationalökonomie berufen, vertrat einen genossenschaftlichen, nicht klassenkämpferischen Sozialismus. In der Tübinger Arbeiterschaft hoch angesehen, an der Universität

zunehmend isoliert, wechselte er 1929 an die TH Dresden. 1934 erhielt er Berufsverbot, überstand aber die NS-Zeit.

Und dann, dem Kornhaus gegenüber, der „Löwen“. Zu meiner Jugendzeit ein Filmtheater, welches das ambitionierte Angebot des benachbarten Hirsch-Kinos um populäre Streifen erweiterte, davor lange Jahrzehnte eine Gaststätte. Als wichtigstes Ereignis der Löwen-Geschichte wusste die Tübinger-Literatur zu berichten, dass dort im Vormärz zum ersten Mal das Studentenlied „Bemooster Bursche zieh‘ ich aus“ gesungen worden sei. Nun erfuhren wir, dass der große Saal im 1. Stock – heute vom „Zimmertheater“ bespielt – von der Kaiser- bis zur Hitlerzeit der wichtigste Veranstaltungsort der Tübinger Arbeiterorganisationen war. Hier fanden Chorauftritte, Theateraufführungen, Feste der Arbeitergesangsvereine „Frohsinn“ und „Vorwärts“ statt, zeigte der Arbeiterturnerbund seine „Leiterpyramide“, übte das „Reichsbanner“ für seine Einsätze, gab es politische Versammlungen und Vorträge des Gewerkschaftskartells, der SPD und der KPD, wobei mitunter auswärtige Prominenz zu Gast war. So sprach im „Löwen“ 1930 der bekannte Berliner Stadtarzt und spätere Widerstandskämpfer Max Hodann über „Geschlechtsleben der Gegenwart“ und 1931 der vormals Hechinger, jetzt Stuttgarter Arzt, Schriftsteller und Kommunist Friedrich Wolf über und gegen den § 218. Kurz vor der „Machtergreifung“, am 21. Januar 1933, gastierte dort auch Wolfs „Spieltrupp Südwest“ mit seinem Stück „Von New York bis Shanghai“. Und noch am 12. Februar 1933 fanden im Löwensaal – spät und tatsächlich zu spät – die SPD-nahe „Eiserne Front“ und die KPD-nahe „Antifaschistische Aktion“ zusammen. Auf einer anschließenden Kundgebung sagte der Redner laut „Tübinger Chronik“: „Der Nationalsozialismus sei die letzte Karte des Großkapitalismus, er sei auf dem besten Wege, in Deutschland

denselben Terror einzuführen wie der Faschismus in Italien.“ Eine Untertreibung, wie sich bald herausstellte, die damals aber zu viele für eine grobe Übertreibung hielten.

Als man 2014 plante, im öffentlichen Raum Info-Säulen zur Tübinger NS-Geschichte aufzustellen, war dem antifaschistischen Engagement der Tübinger Arbeiterbewegung zunächst keine Stele zugedacht. Aber eine Intervention aus dem Autorenkreis von „Arbeiterübungen“ heraus hatte Erfolg: Seit 2016 gibt es eine solche Säule. Sie steht vor dem „Löwen“.

Heimat, meine Trauer, du mein Fröhlichsein.

Für lokalhistorische Hinweise danke ich Ulrich Hägele, Udo Rauch, Wilfried Setzler, Martin Ulmer, Gerd Weimer und Ulrich Wekenmann, für die kritische Durchsicht des Textes Pipo Bui, Hanns-Werner Heister, Reinold Hermanns, Michael Kuckenburg, Katrin Pallowski, Ulrike Pfeil und Hartmut Stirner. Jannett Scheibner vom Stadtarchiv leistete tatkräftige Mithilfe bei der Beschaffung und Bearbeitung der Abbildungen.

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

UNGEDRUCKTES BZW. ARCHIVALIEN

Persönliche Dokumente im Familienarchiv
Flammer und Warneken

Familiengeschichtliche Aufzeichnungen von
Hans-Arnold Warneken

Johann Melchior Kohlmann: Beschreibung meiner
Reise von Bremen nach Tübingen (vom 28. März
bis 6. April 1815). Abschrift seines Enkels Philipp
Kohlmann, im April 1946. (Familienarchiv)

Universitätsarchiv Tübingen: UAT 5/29b – 5/34:
Universitätsmatrikel

Staatsarchiv Bremen: Adressbücher, Geburts- und
Sterberegister der Stadt Bremen

GEDRUCKTES

(o. A.): Allerlei Neues aus alten Häusern bei der
Stiftskirche. Tübinger Chronik, 3.12.1928.

Alt-Tübingen. 43 Federzeichnungen von Otto Ub-
belohde mit einleitendem Text von Martin Lang.
Tübingen, 2. Aufl. 1917.

Alt Tübingen. Bilder einer schwäbischen Stadt.
Text Jürgen Sydow. Tübingen 1987.

Bernheim, Hanna (1895-1990): „History of my
life“. Der Rückblick einer deutschen Jüdin auf ihr
Leben vor der Emigration 1939. A German Jew's
retrospective of her life before her emigration
in 1939. Herausgegeben und kommentiert von
/ Edited and annotated by Benigna Schönhagen
und Wilfried Setzler. (Beiträge zur Tübinger
Geschichte, Bd. 14) Tübingen 2014.

Biaستoch, Matthias: Tübinger Studenten im Kai-
serreich. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung.
Sigmaringen 1996.

Binder, Hans-Otto, Hg.: Die Heimkehrertafel als
Stolperstein. Vom Umgang mit der NS-Vergan-
genheit in Tübingen. Tübingen 2007.

Bodey, Rainer: Was das Bleckmann-Fachwerk zu
berichten weiß. Schwäbisches Tagblatt 31.3. und
8.4.1981.

Boger, Hartmut, u.a.: Arbeitertübingen. Zur
Geschichte der Arbeiterbewegung in einer Uni-
versitätsstadt. Tübingen 1980.

Bohl, Erika: Studentenehen in Deutschland.
Tübingen 1975.

Carl Flammer 1678-1928. Den Freunden des
Hauses gewidmet anlässlich seines 250jährigen
Bestehens. Tübingen 1928.

Doktor Steudel: Rede am Grabe unsers theuern
Gatten und Vaters Joh. Immanuel Bossert, wel-
cher geboren ward den 21. Decbr, 1742 und sanft
entschlief den 16. März 1820. Tübingen 1820.

Droste, Liane von: Zeitbilder – die Erbe-Chronik.
Medizintechnik aus Tübingen 1851-2015. Glien-
cke/Nordbahn 2015.

Eckert, Andreas, u. a.: Die vergessene Ausbeu-
tung. Kolonialismus und der Südwesten. Hg. vom
Haus der Geschichte Baden-Württemberg in
Verbindung mit der Stadt Stuttgart. Ubstadt-Wei-
her 2021.

Erbe, Otto: Die Bude und die Hausfrau. Tübinger
Blätter, 49. Jg. 1962, S. 82f.

Geschichtswerkstatt Tübingen, Hg.: Zerstörte
Hoffnungen. Wege der Tübinger Juden. Tübingen
1995.

Gogenwitz nach der Erstausgabe 1916. Illus-
trationen Axel von Kriegern, Nachwort Bernd
Jürgen Warneken. Tübingen 1988.

Gottschalk, Jasper Wilhelm: Butentübinger –
„Tübs“ in Norddeutschland. Tübinger Blätter, 78.
Jg. 1992, S. 25-28.

Gussmann, Karl: Von Anno dazumal in Tübin-
gen. In: V.C.F. Alma Mater Tubingensis. Zum vier-
hundertfünfzigjährigen Jubiläum der Universität
Tübingen. Stuttgart 1927, S. 32-40.

Häffner, Michaela: „Beim Jud' Hirsch haben alle
gekauft, weil er ein guter Mann war. Der Textil-
kaufmann Leopold Hirsch. In: Geschichtswerk-
statt Tübingen, Hg.: Zerstörte Hoffnungen. Wege
der Tübinger Juden. Tübingen 1995, S. 208-214.

Hahn, Joachim/Mayer, Hans: Das Evangelische
Stift in Tübingen. Geschichte und Gegenwart –
Zwischen Weltgeist und Frömmigkeit. Stuttgart
1985.

Hardegen, Friedrich, fortgeführt und abgeschlos-

sen von Käthi Smidt geb. Meier: H. H. Meier, der
Gründer des Norddeutschen Lloyd. Lebensbild
eines Bremer Kaufmanns 1809-1898. Berlin,
Leipzig 1920.

Hauff, Wilhelm: Werke. Hg. von Hermann
Engelhard. Bd. 2. Novellen, Prosastücke, Briefe.
Stuttgart 1962.

Hinz, Ottmar: Wilhelm Hauff. Reinbek 1989.

Holder, Fritz: Gôgenmusik. Neue räse Verse aus
Alt-Tübingen samt dem Tübinger Raupekalender.
Tübingen 1992.

Holder, Fritz: Raupeviertel. Räse Verse aus der
Tübinger Altstadt. 4. Aufl. Tübingen 1992.

Huber, Gabriele: Kriegerles und Geigenspiel.
Acht Gespräche über Kindheit und Jugend im
Tübingen der Nachkriegszeit. Tübingen 2014. ...
in Tübingen Student. Versuch einer Huldigung
an die altherwürdige Universitätsstadt Tübingen,
unternommen von Theodor Haering, Eduard
Spranger, Helmut Thielicke und anderen. Aus
Anlaß des 80. Geburtstags von Tante Emilie
herausgegeben und abgerundet von Heinz-Eugen
Schramm. Tübingen 1954.

Huber, Rudolf: Die Universitätstadt Tübingen. 3.,
erw. Auflage 1968.

Jens, Inge und Walter: Die kleine große Stadt Tü-
bingen. Fotografiert von Tilman Rösch. Tübingen
2015.

Kazmaier, Martin: Zauberswort für Mädchenoh-
ren. Bad Niedernau und seine Vergangenheit als
sommerlicher Bade- und Ausflugsort. Tübinger
Blätter, 62. Jg. 1975, S. 66-68.

Klüpfel, Karl: Gustav Schwab. Sein Leben und
Wirken. Leipzig 1858.

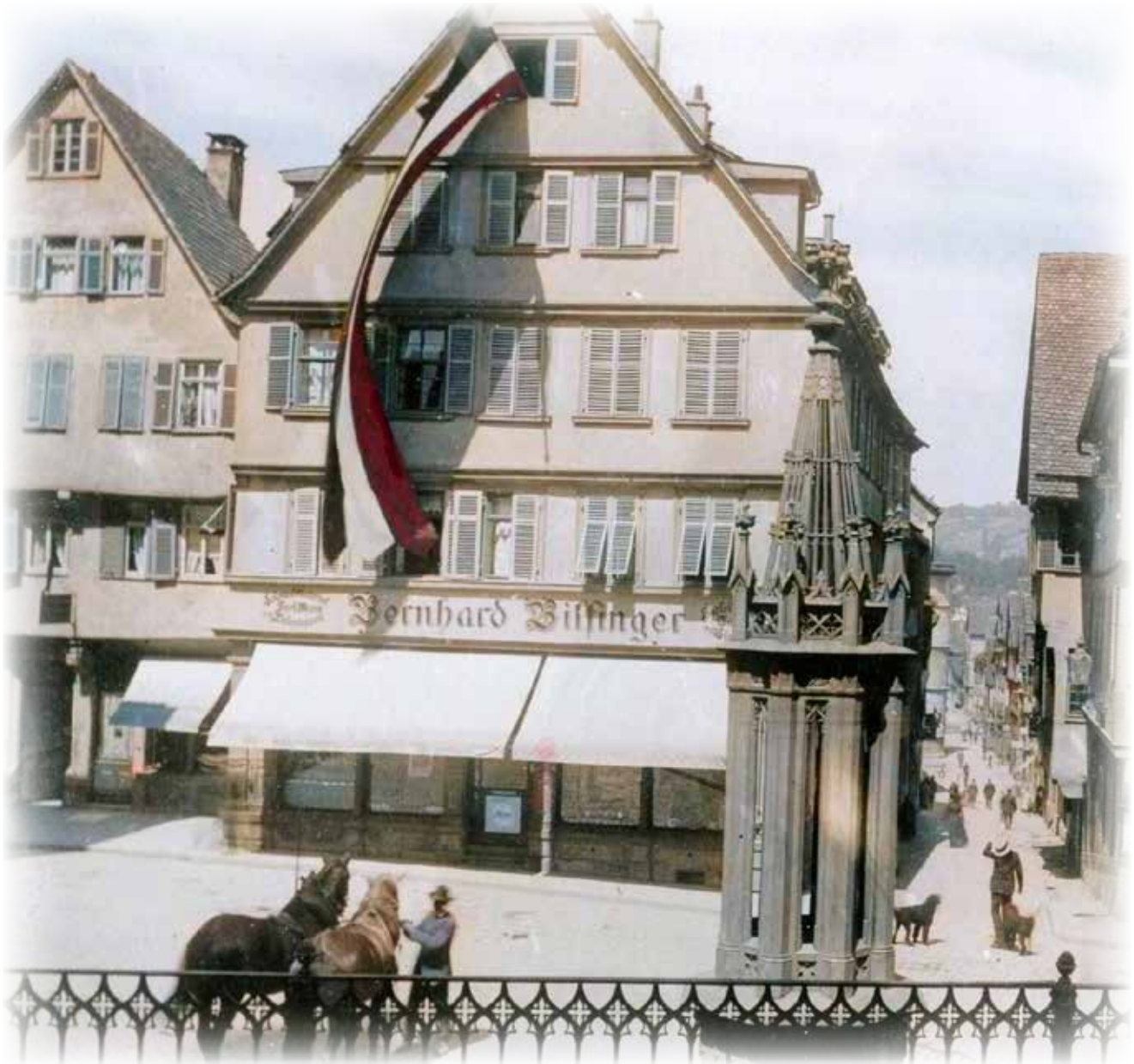
Knecht, Richard: Von Moses zu Malchus. Vom
Lausbuben in Tübingen zum Bildhauer in Mün-
chen. Passau 1975.

König, Johann-Günther: Friedrich Engels. Die
Bremer Jahre 1839-1841. Bremen 2008.

Kulturamt (der Stadt Tübingen), Hg.: Doku-
mentation anlässlich des Besuchs der ehemaligen
jüdischen Mitbürger Tübingens vom 20. bis 31.
August 1987. Tübingen 1987.

Kurz, Isolda: Aus meinem Jugendland. Stuttgart,
Berlin 1918.

- Lang, Hajo: Im Wechselbad der Gefühle. Schwäbisches Tagblatt, 29.8.1987.
- Lang, Hans-Joachim: Tübingen nach dem Holocaust: Wie sehr die Stadt ihre Juden vermisste. In: Hans-Otto Binder, Hg.: Die Heimkehrertafel als Stolperstein. Vom Umgang mit der NS-Vergangenheit in Tübingen. Tübingen 2007, S. 95-114.
- Lange, Konrad: Der ehemalige Jörgenbrunnen in Tübingen und seine Schöpfer. Tübingen Blätter, 14. Jg. 1912, S. 1-19.
- Lange, W.: Von bildenden Werten des alten und neuen Tübingen. Tübingen Blätter, 18. Jg. 1925/26, S. 38-41.
- Leube, Martin: Das Tübingen Stift 1770-1950. Stuttgart 1954.
- Leucht, Alfred: Streifzug durch die Untere Stadt (II). Tübingen Blätter, 66. Jg. 1979, S. 96-101.
- Leucht, Alfred: Tübingen Impressionen. Liebeserklärung an eine Stadt. Tübingen 1969.
- Linden, Maria Gräfin von: „Erlebtes und Erstrebt eines Sonntagskindes. Die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg. Hg. von Gabriele Junginger. Tübingen 1991.
- Löffler, Paul: Nachtwächterbilder aus Alt-Tübingen. Tübingen Blätter, 17. Jg. 1922/24, S. 39-46.
- Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Wittwe. Stuttgart 1874.
- Möller, Silke: Zwischen Wissenschaft und „Burschenherrlichkeit“, Studentische Sozialisation im Deutschen Kaiserreich, 1871-1914. Stuttgart 2001.
- Pfarrer a.D. Dr. Engel: Ein Stück Geschichte aus den Tagen des alten Tübingen. Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkur zweite Abteilung, Abendblatt, 12., 19. und 26.8.1916.
- Pistorius, Theodor von: Die letzten Tage des Königreichs Württemberg. Mit Lebenserinnerungen und Lebensbekenntnissen. Stuttgart 1935.
- Programm zur Feier der Silbernen Hochzeit von Herrn Arnold Warneken und Frau Theodore, geb. Meier. Den 3. April 1840. Bremen 1840.
- Radkau, Joachim: Theodor Heuss. München 2013.
- Rau, Reinhold: Vom Tübingen Gastwirtsgewerbe. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Tübingen, N.F., Nr. 34, 1969, S. 1f. Rau, Reinhold: Ein Brandunglück in Tübingen und das „Tabaktrinken“.
- Heimatkundliche Blätter für den Kreis Tübingen, N.F., Nr. 17, 1965, S. 1-4.
- Rauch, Udo, Hg.: Das Tübingen Stadtbild im Wandel. Tübingen 1994.
- Rauch, Udo: Denkmalschutz kontra Beton. Veränderungen in der Tübingen Altstadt. Tübingen Blätter, 86. Jg. 2000, S. 11-14.
- Rauers, Friedrich: Bremen und Tübingen. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Tübingen. 4. Jg., Nr. 3, April 1953, S. 77 f.
- Rauers, Friedrich: Ein unbekanntes Gedicht von Gustav Schwab. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Tübingen, 1. Jg., Nr. 1, September 1950, S. 4.
- Rauers, Friedrich, Hg.: Tübingen Almanach. Ein Buch der Erinnerung. Tübingen 1947.
- Rauers, Friedrich: Tübingen Gaststätten und Gastlichkeit. Tübingen Blätter, 39. Jg. 1952, S. 22-24.
- Rauers, Friedrich: Vom Tübingen Stiftskirchenturm und seinem Türmer. Tübingen Blätter, 35. Jg. 1946-47, S. 56-59.
- Schlögel, Karl: Die Mitte liegt ostwärts: Europa im Übergang, München, Wien 2001.
- Schnapper-Arndt, Gottlieb: Nährikele. Ein sozialstatistisches Kleingemälde aus dem schwäbischen Volksleben. In: Ders. Vorträge und Aufsätze. Hg. von Leon Zeitlin. Tübingen 1906, S. 190-225.
- Schönhagen, Benigna: Tübingen unterm Hakenkreuz. Eine Universitätstadt in der Zeit des Nationalsozialismus. Beiträge zur Tübingen Geschichte. Bd. 4, Stuttgart 1991.
- Schumann, Fritz und Gudrun, Hg.: Die Familie Pressel in Württemberg. Beiträge zu einer Familiengeschichte. 2 Bde., Hannover 1990 und 1992.
- Schwab, Christoph Theodor: Gustav Schwab's Leben. Freiburg, Tübingen 1883.
- Setzler, Wilfried: Hesse in Tübingen. Tübingen 2002.
- Setzler, Wilfried: Tübingen. Auf alten Wegen Neues entdecken. Ein Stadtführer. Tübingen 1997.
- Setzler, Wilfried/Schönhagen, Benigna/Binder, Hans-Otto: Kleine Tübingen Stadtgeschichte. Tübingen 2006.
- Stadtarchiv Tübingen, Hg.: Tübingen damals und heute. Eine spannenden Zeitreise in faszinierenden Bildern. Vorworte Udo Rauch und Martin Pfeilsticker. Tübingen 2022.
- Steinke, Ronen: Fritz Bauer oder Auschwitz vor Gericht. München usw. 2015.
- Uhland, Ludwig: Gesammelte Werke in acht Bänden. Hg. von Walther Reinöhl. Bd. 5, Leipzig 1914.
- Vagts, Alfred: Gustav Schwab 1822-1880. Ein deutschamerikanischer Unternehmer. Bremisches Jahrbuch 50. Bd. 1965: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, S. 337-360.
- Walser, Karl: Zu Tübingen Student. Erinnerungen an meine Studienzeit. Tübingen Blätter, 53. Jg. 1966, S. 54-62.
- Warneken, Bernd Jürgen: Das tolle Tübingen. Die Stadt in der Revolution von 1848. Eine dokumentarische Revue. Tübingen 1981.
- Warneken, Hede: Carl Flammer, Feinkost, Holzmarkt 1. Tübingen Blätter, 66. Jg. 1979, S. 91f.
- Werner, Hermann: Sieben Jahre Landeshauptstadt – Tübingen von 1945 bis 1952. Tübingen Blätter, 40. Jg. 1953, S. 2-11.
- Wilbrandt, Robert: Ihr glücklichen Augen. Lebenserinnerungen. Stuttgart 1947.
- Wojak, Irmtraud: Fritz Bauer 1903-1968. Eine Biographie. München 2009.
- Zapf, Lilli: Die Tübingen Juden. Eine Dokumentation. Tübingen 1974.



Der Tübinger Kulturwissenschaftler Bernd Jürgen Warneken erkundet die Geschichte seines großväterlichen Hauses. Dabei erinnert er sich auch an viele persönliche Erlebnisse, die ihn mit dem alten Kaufmannshaus am Tübinger Holzmarkt und mit seiner Heimatstadt verbinden.